Schweizerische Monatsschrift   Nr. 6   Juni 1948   Fr. 2.80



PIRAUD Tropen crème



schützt am besten und bräunt am schnellsten — aber ohne Glanz! — Als rein wissenschaftliches Präparat kennt es keinerlei nachteilige Eigenschaften. Piraud Tropencrème enthält keine scharfen Substanzen und ist sehr erfrischend im Duft.

Piraud Tropen**crème** für Ski - Strand - Tropen
Piraud Tropen**öl** für Hochtouren und Aequatorsonne.

I n a l l e n g u t e n G e s c h ä f t e n e r h ä l t l i c h

PIRAUD Tropen crème



schützt am besten und bräunt am schnellsten — aber ohne Glanz! — Als rein wissenschaftliches Präparat kennt es keinerlei nachteilige Eigenschaften. Piraud Tropencrème enthält keine scharfen Substanzen und ist sehr erfrischend im Duft.

Piraud Tropen**crème** für Ski - Strand - Tropen
Piraud Tropen**öl** für Hochtouren und Aequatorsonne.

I n a l l e n g u t e n G e s c h ä f t e n e r h ä l t l i c h

HONNEUR

ET

TRADITION

NAPOLEON III.

Fürstlichkeiten pflegten ihre besondere Gunst durch das Ueberreichen kostbarer, oft mit dem Porträt des Gönners geschmückter Uhren zu beweisen. Auch Napoleon III. übte diesen Brauch. Zu den ganz besonders geschätzten Geschenken dieser Art zählten seit jeher die berühmten Genfer Uhren von Vacheron & Constantin.

PRÄZISIONSREKORDE AN DER STERNWARTE GENF 1947

Vacheron & Constantin erzielen an diesem Wettbewerb zwei neue Präzisionsrekorde in der Kategorie Taschenuhren Großformat. Eine glorreiche Tradition wird mit diesen Erfolgen würdig fortgesetzt.



GENÈVE

Das Feinste in Uhren seit 1785



EDLER SCHMUCK, ECHTES SILBER SCHAFFEN JENE KULTIVIERTE ATMOSPHÄRE, DIE DEM MODERNEN MENSCHEN BEDÜRFNIS IST.

Gold und Silber im modernen Leben



CARL WILHELMSON: *Schwedisches Mädchen. Museum Göteborg*

Du

Schweizerische Monatsschrift *Juni 1948* *8. Jahrgang*

AUS DEN SAMMLUNGEN DES REGIERENDEN FÜRSTEN VON LIECHTENSTEIN

farbige Wiedergaben nach Rubens, Fra Filippo Lippi, Memling, Van de Velde, Chardin
Begleitworte von Konservator Dr. A. Wilhelm

AUS DEN ALBEN DES HERRN A. de DARDEL

Dokumente zu den Anfängen der Photographie in der Schweiz
Erläuterungen von Lucien de Dardel, Lausanne

Orientalische Menschenbildnisse von Helmar Lerski

S. von Radecki: Photographie
Gedichte von W. Bergengruen und M. Schmid
Alberto Moravia: Das Glück im Schaufenster
Ambrose Bierce: Vermißt gemeldet
Gefährliche Bücher

Hier schreibt der Leser

Warschau, den 4. April 1948

Ich bin hier als deutscher Kriegsgefangener bei Bauarbeiten an öffentlichen Bauten eingesetzt. Auf der Baustelle wie auch im Lager fängt sich der Blick dauernd an den Mauern. So ist trotz reger gedanklicher Tätigkeit die Gefahr der Abstumpfung der Augenwelt sehr groß. Da fielen mir vor einigen Wochen mehrere Hefte Ihres «Du», Jahrgang 1945, in die Hände. Ahnen Sie, was für schöne Stunden und Tage Sie mir damit bereitet haben? Wie das hungrige Auge und der Geist schwelgten, ob es nun Bilder von Robert oder Corot waren, oder Gedanken von Zollinger oder Masaryk — in einer Umgebung innerer Formlosigkeit und äußeren Zwanges die zuchtvolle Form der Sprache und Gedankenführung —, nicht zu vergessen Ihre monatliche Sternenkunde, die den Blick über alle Kerkermauern hinweg nach oben richtet.

Ostern kam mir nun der Gedanke — vielleicht ist er reichlich kindlich, aber doch sinnvoll —, das mußt du mal dem «Du» mitteilen, es weiß vielleicht gar nicht so genau, in welche Fernen es wirkt. Vielleicht freut es sich sogar darüber. So schreibe ich heut den einen Wochenbrief, der uns gestattet ist, an Sie — meine Familie in der Ostzone muß etwas warten. (Ich bin Amtsrichter in Schlesien gewesen, 44 Jahre alt — habe Heimat und Besitz verloren —, meine Frau ist wieder als Lehrerin tätig und muß den Unterhalt für zwei Familien, acht Köpfe, verdienen. Dies zur Orientierung.) Da wir keine Lagerbibliothek haben, lebe ich mit meinen paar eigenen Büchern — Faust, Schweitzers Kultur und Ethik, Grimms Märchen und (Geschenk des I. K. R.) dem Neuen Testament. Sie können sich denken, daß die Bücher schon reichlich «zerdacht» sind. Als ich neulich in einem Ihrer Hefte (Aufsatz von Prof. Siemsen) die Schrift von Leonhard Ragaz «Gleichnisse Jesu» erwähnt fand, überfiel mich der Wunsch, dies Werk mal lesen zu können; denn die biblischen Gleichnisse sind meine stille Liebe. Können Sie mir dazu verhelfen?* E. S.

P. S. Im Anfang meiner Gefangenschaft — Mai 1945 — fiel mir inmitten des völligen seelischen Niederbruchs, der vor allem wegen der schrecklichen Verkommenheit meiner Umgebung so furchtbar war, ein Reclamheft von Cécile Lauber — Erlebnis eines Sommers oder so ähnlich — in die Hand. Ich hätte nie geglaubt, daß das Erlebnis der Form — einfach und doch edel in Darstellung und Sprache einen Menschen in dieser Situation so ergreifen, gegen alles Niedrige feien und aufrichten kann...

* Ist geschehen. Redaktion



Redaktion: Birmensdorferstr. 83, Postfach 686 Zürich Hauptpost. Tel. 337691
Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50, Einzelheft Fr. 2.80.
Preis pro Heft in England £ –/4/6; Holland Hfl. 2.50; Luxemburg fr. lux. 35.–; Oesterreich ö. Sch. 9.20; Tschechoslowakei Kč. 50.–; Argentinien $ m/n 3.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

9



9 Alte Bergmannshäuser in der Kupferbergwerksstadt Falun. In unmittelbarer Nähe liegen weite öde Schlackenfelder, Reste und Abraum der einstigen vielen Kupfer-Schmelzstätten, die auf diesem Boden standen. Diese Häuser tragen den schwedischen Rotanstrich, den man im Lande überall findet. Diese warme Farbe der Schwedenhäuser hat ihren Ursprung nicht im Aesthetischen, es ist Falu-Rot, ein Holzkonservierungsmittel, das ein Nebenerzeugnis der Kupfergrube und der zugehörigen Industrien darstellt.

10 Falun. Rechts oben das Bergbau-Museum, die Hütte links birgt eine Gruben-Einfahrt, die scheinbaren Zündholzansammlungen bestehen aus starken Holzstämmen, gebrochen und verwittert, über dem Abgrund hängend, Reste großer Aufbauten, die zur Erzförderung kunstvoll in Türmen aus der Tiefe nach oben führten, ehe all das einst einstürzte. Ich sitze in halber Tiefe dieser großen Höhlung — stora stöten — des uralten Bergwerks, das eine jahrhundertewährende Geschichte hat, darin sich Wirtschaft, Handel, Technik, Politik, Arbeit und Erfindungsgeist zu einem fesselnden Zusammenspiele vereinen.

11 Am Ufer des Kiruna-Sees in Schwedisch-Lappland. Es gibt keine Tannenwälder mehr, nur noch Birken und Birkengesträuch. Wir sind jenseits des Polarkreises. Mir im Rücken liegt Kiruna, die Erzstadt, mit etwa 20000 Einwohnern, für die alle Nahrung mit der Bahn aus dem südlichen Schweden herangeschafft werden muß. Lang und hart ist der Winter; hier gibt's keine Bauern mehr. Ueber den See her donnern in dieser Abendstunde die Sprengschüsse aus der großen Erzgrube. Ein schwarzer Erzkeil, reines, hochprozentiges Eisenerz, von etwa 4 km Länge und an die 200 m Breite liegt hier ins Urgestein eingebettet, eines der reichsten Eisenerzlager der Welt.

10



11

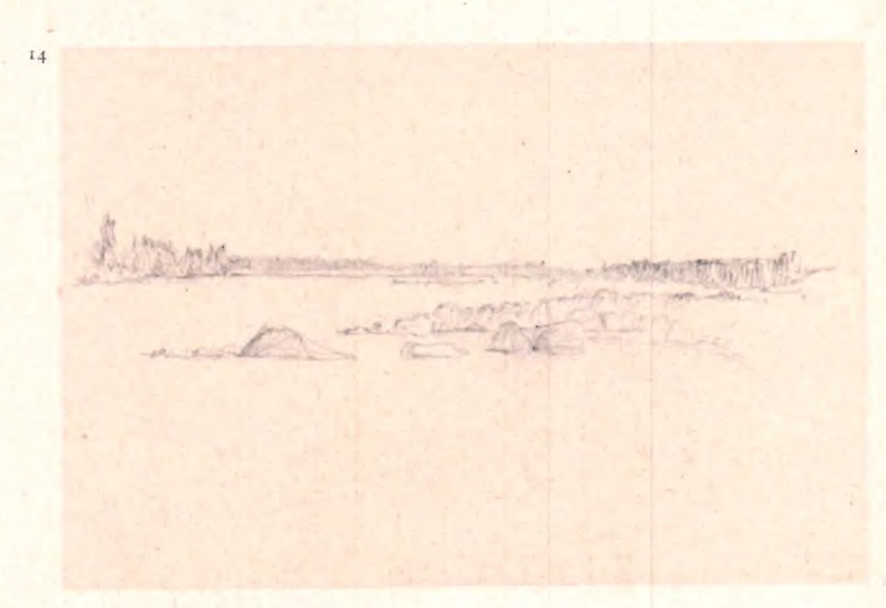


Man denke: kaum zweimal soviel Menschen, wie die Schweiz sie zählt, aber fast zwanzigmal soviel Platz. Was dort Gebirge heißt, das ist nicht, wie bei uns, ungangbares Hochgebirge, sondern ist buckliges granitisches Land, nicht schroffe Gipfelwelt, nicht zackig, sondern in weitausgespannten Hochflächen, moorigen, spärlich bewachsenen Hängen und Tälermulden liegt es vor dem Wanderer. Die Karten, die wir dort zur Hand nehmen, haben einen viel kleineren Maßstab als die unsern; das Wegstück, das wir abstecken, bedeutet eine zehnmal so lange Strecke, wie wir's zu schätzen gewohnt sind, und man begreift, daß die schwedischen Skifahrer durch die Gestalt ihres Landes zu Langläufern erzogen werden. In den Regionen Mittelschwedens kann man in den Wäldern wie in einem grünen Meer untertauchen, Tage und Tage lang gehen, ohne draus aufzutauchen. Welche Freude dann, auf einen Hof, einen Menschen zu stoßen. Platz ist da, viel Platz, und es wird dem Fremden verständlich, daß hier die Beziehungen der Menschen untereinander, daß der Umgang mit dem Nächsten so viel Pflege und Aufmerksamkeit erfuhr und immer noch erfährt, wenn auch Eisenbahn und Auto die Wege kürzer gemacht haben. Es gehört sich nicht, daß man als Gast bei Tisch unbeachtet für sich, wann es einem jeden grad paßt, das Glas zum Munde führt, das soll vielmehr nach einer gewissen Ordnung mit einer Rücksicht auf die Hausherrin oder den Tischnachbarn geschehen, eine bloße Etikette, wenn man will; aber an deren Ursprung liegt eine noble Achtung vor dem Nächsten und eine Hochschätzung des Gesellig-Gesellschaftlichen, das die gemeinsamen Freuden erhöht; denn geteilte Freude ist, nirgends so sehr wie hier, doppelte Freude.

Gewiß, die Großstädter aller Länder gleichen sich in vieler Hinsicht und in manchem kalten Verhalten; aber in Stockholms großem Theater fragte ich eines Tags um eine Freikarte für einen ausländischen Journalisten, womit ich mich selber meinte, da fiel mir zugleich noch ein,

12


13


14


12 In dem weiten menschenleeren Lappland, in dieser unberührten, kargen Natur, hat der schwedische Touristenverein viele Stationen und Unterkünfte eingerichtet, sehr einfach, aber billig und für weite Wanderungen berechnet. Wir wollen auch diese Erde unter die Füße bekommen. Die Entfernungen sind ungewohnt groß, die Wasserläufe rinnen zahlreich, zersprengte Renntiertrupps begegnen uns, am Abend schlafen wir hier: Rautasjärvikota, in einer Unterkunftshütte, nach Lappenart gebaut: Birkenstämme, mit Rinde und Erde überdeckt. Im Innern eine Feuerstelle und ein Lager aus Reisig.

13 Etwas zerschlagen wachen wir am andern Tag auf. Weit dehnt sich die menschenleere Welt der Wasser und des Birken-Buschwaldes. Wir haben uns in den Entfernungen geirrt. Zurück? Auf dem Rautasjärvi, dem langen See, der da anfängt, zeigt sich ein Lappenfischer. Zwanzig Kilometer weit fährt er uns drei, samt seinem Hund und seinen Jungen, an diesem Sonntagmorgen in einem schmalen Boot ans untere See-Ende. Von dort kommen wir in zehnstündiger Wanderung zu der Erzbahn zurück.

14 Gegen die finnische Grenze hinüber wird das Land flacher. 100 km fahren wir im Autobus wieder durch Wälder, ein paar kleine Siedlungen gibt's unterwegs. In Tärendo zeichne ich den Kalix-älv. Es wird schon viel finnisch gesprochen.

daß ich auf der betreffenden Bühne einst gespielt worden war. Ein Vierteljahrhundert lag der Vorfall zurück; dennoch wagte ich's, den alten angestellten Herrn bei seiner Lampe und den Büchern des Theaterbüros an den Umstand zu erinnern. «Oh», sagte er, wie ein Gastgeber ungemein freundlich lächelnd, indem er sich erhob, mir die Hand hinstreckte, «Ni är välkom! Sie sind willkommen!» Die Stockholmer Zeitungen fanden mich eines Interviews wert, und wenn man sagt, daß unsere Blätter gründlicher seien, sind jene umgänglicher; die Verleger Schwedens erzeugen ungewöhnlich viel, ungewöhnlich reich und gediegen ausgestattete Bücher, aber ohne feste Buchdeckel, und die Schriftsteller packen die Gegenwartsprobleme des schwedischen Lebens unerschrockener an, als wir's in der Schweiz tun. Im Nationalmuseum fand ich unter den Malern überraschende Gleichartigkeiten mit den Gestaltungen unserer Kunst, dort stößt der schweizerische Beschauer gewissermaßen auf den Bruder Ankers, Buris, Calames und so fort, die Einheit des europäischen Geistes eröffnet sich ihm von den Wänden herunter.

Immer waren wir, von der Südspitze bis nach Nordschweden, 1500 Kilometer reisend, in Rußlands Nähe; die Schweden sind in dieser Lage seit Jahrhunderten, ihre Geschichte ist in wesentlichen Teilen die Geschichte dieser Nachbarschaft. Die politischen Zeitfragen, die hiermit zusammenhängen, werden dort aus tieferer Kenntnis heraus beurteilt, als dies bei uns der Fall ist. Je mehr wir im Lande weilen, ins vordem Unbekannte eindrangen, um so heftiger wurde das Gefühl der Unwissenheit, und der Drang nach Vollständigkeit erhob sich bedrohlich für das Berichterstatterherz, doch konnte ich ihn dort nicht wuchern lassen, sondern entschloß mich, bei meiner Mangelhaftigkeit mutig stehenzubleiben, worauf dann dieses Heft entstand. Ihm liegt immerhin die vollständige Freude zugrunde, die wir im schwedischen Sommerland empfanden, möge es Zuneigung zu jener Erde und jenen Menschen ein wenig auch bei den Beschauern unserer Arbeit erwecken.

Zwei Generationen. Photo A. Tölle ►







Bärenjagd ohne Waffe

In den menschenleeren Gebirgen längs der schwedisch-norwegischen Grenze gibt es in deren nördlichstem Abschnitt noch Bären. Nur sehr wenige unserer schwedischen Zeitgenossen in den Städten und Bauernhöfen des Landes haben je ein solches Tier lebend unter die Augen bekommen. Ein friedlicher Bibliothekar aus Stockholm erzählte mir, daß er als Offizier der Grenzschutz-Truppen während der deutschen Okkupation Norwegens auf einem Patrouillengang sich plötzlich einem solchen Tier gegenübersah, welches aber schleunigst kehrtmachte und im Walde verschwand. — Der Forstmeister Stig Wesslén hat mit Leidenschaft während vielen Jahren sich um die Annäherung an die letzten schwedischen Bären bemüht, zwar als ein Jäger, aber nicht um die Tiere zu schießen, sondern um sie zu filmen. Es ist ihm nach langen Vorbereitungen und in vielen mühsamen Unternehmungen gelungen, viele hundert Meter eines Films mit dem Treiben dieser Tiere in freier Wildbahn zu schaffen. Ueber seine diesbezüglichen Abenteuer hat er in einem Buche Bericht erstattet: Stig Wesslén, På Lapplandsfjällen bland björnar, P. A. Norstedt & Söners Förlag, Stockholm. Die zwei hier reproduzierten Filmausschnitte gehören zu einer Tierbegegnung im Quellgebiet des Vindel-älv. Der Bärenjäger schreibt dazu folgendes:

Von jeder Bergspitze aus, die wir erreichten, kundschafteten wir in stundenlangem Spähen das Gebiet aus. Jedem Teilnehmer wurde ein Revier der Gebirgswelt zugeteilt, das er durch das Fernrohr genau zu beobachten hatte. Das größte Interesse wurde auf beiden Seiten des Flußlaufes dem Terrain oberhalb der Baumgrenze gewidmet. Um 9 Uhr vormittags hörten wir mit dem Spähen auf, da es bis dahin ganz ergebnislos gewesen war, und begaben uns an die Grenze des ausgekundschafteten Gebietes. Hier zelteten wir, machten Feuer, kochten und legten uns nachher schlafen. Zwischen 9 und 10 Uhr geht in der Regel auch der Bär zur Ruhe, und erst gegen 4 Uhr nachmittags beginnt er sich wieder zu regen. Um 3 Uhr nachmittags nahmen wir das Auskundschaften wieder auf und setzten es bis zur Dämmerung fort, ohne ein Tier erwischt zu haben. Dann machten wir ein Lager unterhalb der Baumgrenze bereit, machten ein gewaltiges Feuer, das die ganze Nacht brannte, und krochen in unsere Schlafsäcke. Früh am nächsten Morgen schritten wir wieder über die kahle, dunkle Gebirgswelt. Schon vor dem Sonnenaufgang waren wir halbwegs zum nächsten Berg Ruopskaise gekommen, wo die Späharbeit wieder beginnen sollte. Wir hatten nun den eigentlichen Bärendistrikt erreicht, und unsere Erwartungen waren groß. Glücklicherweise herrschte auch an diesem Tag westlicher Wind, aber dichte Nebelschwaden nahmen uns die Sicht. Plötzlich signalisierte Haldor, einer der Mitarbeiter, daß er einen Bären gesichtet hatte. Jetzt wurden alle Fernrohre auf das Tier eingestellt. Es war ein überwältigendes Erlebnis, mit der Hilfe des Fernrohres den Bären so nahe zu sehen und ihn zu beobachten, wie er in aller Ruhe in den Tobeln des gegenüberliegenden Berges Aitenasnjase umherstreifte. Es sah aus, als ob er dort eine Art Akrobatik vollführte, denn er kletterte ohne Unterbruch in den äußerst steilen Abstürzen hinauf und hinunter. Es mangelte sehr an Beeren, der Bär war vermutlich damit beschäftigt, die wenigen, die es gab, ausfindig zu machen. Es war bedauerlich, daß wir uns auf der falschen Seite des Flusses befanden, aber wir beschlossen doch, dem Bären nahe zu kommen. Zwischen uns und ihm lag das tiefe Flußtal. Um 9.30 Uhr ging der Bär im Birkenwald schlafen. Wir hatten seinen ungefähren Ruheplatz durch zwei verschiedene Beobachtungen feststellen können. Wir gingen nun ins Tal hinunter, überquerten den Fluß, arbeiteten mit den schweren Lasten wie die Sklaven, um endlich nach mühevollem Klettern den Kamm zu erreichen. Die Anstrengung hatte mich, da ich unpäßlich war, sehr ermüdet. Ich legte mich schlafen. Nach einigen Stunden wurde ich von meinem Kameraden Edor geweckt, der erzählte, daß der Bär ungefähr 50 Meter unterhalb unseres Platzes in einem Tobel umherkletterte. Es war ein ganz kleiner Bär, wahrscheinlich ein dreijähriger, und hätte es sich nur darum gehandelt, ihn zu schießen, wäre das Ganze schnell erledigt gewesen. Aber wir wollten ihn filmen und hatten gerade ungefähr auf 50 Meter Entfernung vom Bären unsere Instrumente aufgestellt, als ein Lappenhund unten im Tal bellte. Der Bär zuckte, als er dies hörte, zusammen, wie vom Blitz getroffen, und lief zirka 10 Meter vorwärts, nun bekam er Witterung von uns und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Nach dieser Jagd auf Aitenasnjase bekamen wir während einiger Zeit schlechtes Wetter mit östlichem Wind. Wir konnten nichts unternehmen und gingen ins Tal hinunter, aber als es schön wurde, arbeiteten wir uns wieder auf das Hochgebirgsplateau hinauf, indem wir unsere Kletterstelle auf der Ostseite des Aitenasnjase wählten. Schließlich hatten wir den letzten Baum und den letzten Strauch erreicht und kamen auf das kahle, karge Hochplateau hinauf. Nun erblickten wir etwas, das vielleicht noch kein lebender Mensch erblickt hat und kaum ein anderer zu sehen bekommen wird: einen weißen Braunbären zusammen mit seinen beiden braunen Geschwistern und die schlagkräftige Bärenmutter, deren struppiger Pelz wie eine Silberglorie über Rücken und Flanken im Gegenlicht leuchtete. In dieser wildromantischen Landschaft zwischen schneebedeckten Bergkuppen, ohne jede Spur menschlicher Tätigkeit, in nur ein paar hundert Meter Entfernung, erschienen vor unsern Augen die vier Tiere wie aus dem Berge selbst hervorgewachsen. Wir verschwanden schnell in den Schutz der nächsten Hügel, aber die Bären verzogen sich unter eifrigem Beerenfressen nach Westen. Wir hinter ihnen her, getarnt mit Weiden- und Birkenzweigen; ein Wettlauf zwischen uns und ihnen. Nach zwei Stunden gelang es mir, die Bärenmutter in 75 Meter Entfernung zu filmen. Dann geschah etwas Lustiges unter den Jungen. Um mit der Kamera leichter manövrieren zu können, hatte ich die Schalldämpfung weggenommen. Mir schien die Entfernung von den Tieren groß genug, daß das Geräusch der Kamera für die Jungen nicht hörbar sein würde. Aber plötzlich stellte sich eines der Jungen auf die Hinterbeine und begann umherzublicken. Ich nahm meinen Browning. Die Tatzen des Jungen hingen schlaff hinunter, das Fell schimmerte und glänzte im Sonnenlicht, die kleinen Augen blinzelten listig nach allen Richtungen und mit vorgestreckter Schnauze witterte es deutlich. Ein anderes Junges, das in seiner Nähe weidete, offenbar aber nichts gehört hatte, wurde von dem sonderbaren Betragen des ersten überrascht. Es stellte sich ebenfalls auf die Hinterbeine, aber nicht um zu spähen: Im nächsten Augenblick hatte es seinem Kameraden eine kräftige Ohrfeige erteilt, die sofort und flink von diesem erwidert wurde. Auch das dritte Junge kam zu den beiden Raufbolden herbeigestürmt, richtete sich auf und mischte sich in den regelrechten Boxkampf. Sie hieben lange aufeinander los. Zum Schluß sahen alle drei gleich dumm aus, als ob sie darüber nachsännen, wozu ihr kleiner Match nütze wäre. Uns konnten sie weder sehen noch wittern, aber es war ebensowenig möglich, sie zu filmen. Plötzlich blickte auch die große Bärenmutter von ihrem Beerenpflücken auf, auch sie war über das Benehmen der Jungen erstaunt. Jetzt verzogen sich alle vier Tiere unter Beerenpflücken nach Westen und waren bald hinter einer hohen Bergkette verschwunden. Wir montierten unsere Instrumente ab und beschlossen abzuwarten, ob die Bären wieder zurückkommen würden. Die Jungen waren ja noch nicht gefilmt. Endlich erschienen sie wieder und zerstreuten sich eifrig fressend auf dem Abhang. Sie waren nur noch 200 Meter von uns entfernt, befanden sich aber zwischen uns und der Sonne. Wir versuchten unsern Standpunkt zu verlegen, um geeignetere Beleuchtung zu bekommen. Zufällig stolperte ich und fiel mit einem schwachen Poltern um. Dieses Mißgeschick hätte mich beinah um die Bilder des einzigen weißen Braunbären gebracht, der zur Zeit in der Welt bekannt ist. Die scheinbar schweren und ungelenken Tiere verwandelten sich im Augenblick, da ich umfiel, in pfeilschnelle Geschöpfe. Unter drohendem Brummen nahmen sie Reißaus. Teilweise liefen sie aufrecht, aber nicht geradeaus, sondern in Zickzacklinie. Nach einem Weilchen blieben sie auf den Hinterbeinen stehen, um genau Umschau zu halten. Später legte sich einer nieder, um auszuruhen, ein anderer begann wieder zu weiden. Binnen kurzem war die ganze Sache vergessen. Jeder vermutete wohl, daß einer der andern auf irgendeine Weise das Geräusch verursacht habe. Wir waren zu Bildsäulen erstarrt, um uns nicht zu verraten. Wir schlichen wieder vor, und in 100 Meter Entfernung konnten wir unsere Kamera hinter einem von uns errichteten Weidenvorhang aufstellen und konnten drehen! Endlich war es erreicht. Etwas vom Bemerkenswertesten, was die schwedische Natur barg, war in einer Minute auf dem Filmstreifen festgehalten. Wer hat je früher von einem weißen Braunbären gehört? Eisbären, ja, aber ein weißer Brauner. Zum Schluß bekam ich gar alle vier ins gleiche Bild. Die Sonne begann zu sinken, plötzlich war sie verschwunden. Alles in allem hatte ich 120 Meter Film aufgenommen. Die Dämmerung verunmöglichte alles weitere Arbeiten. Wir verließen die Bären in der Dunkelheit. Sie fraßen immer noch Beeren.

Deutsch von Anna Helfenberger

◂ *In der Gegend der Västersjöarna in Ångermanland, Mittelschweden. Wald! Wald! In der Lichtung links ein Bauernhof. So sieht's über eine Strecke von etwa 1000 Kilometern im mittleren Schweden aus. Längs der Küste ist die Besiedlung natürlicherweise dichter. Ueber die Hälfte des schwedischen Bodens ist mit Wald bedeckt. Zwei Tage lang kann man von Stockholm nordwärts fahren und im Schnellzug von morgens bis zum Dunkeln am Fenster stehen: nie hört der Wald auf. Kurze Unterbrechungen, kleine Gehöfte liegen wie Oasen in dem grünen Geflecht. Nur ein Zehntel des Bodens ist landwirtschaftlich nutzbar. Zu den Bauernhöfen gehören oft ausgedehnte Waldgebiete; aber ein großer Teil der Wälder gehört den mächtigen Industriegesellschaften, die sie besser pflegen können, die allein fähig sind, aus den entlegenen Waldgebieten das Holz abzutransportieren. Ein Dutzend Ströme führt vom Dachgebiet der schwedisch-norwegischen Grenze hinunter nach dem Bottnischen Meerbusen und zur Ostsee. In deren Wassern wird das Holz nach den Häfen, Fabriken, Sägewerken der Küste geflößt. Wo man ein großes Wasser überqueren mag, immer sieht man von den Brücken hinunter auf schwimmende Trämel und reisendes Holz. Soll man nicht Angst um die Wälder bekommen? Aber die Schweden haben neuerdings alles vermessen und eine kostspielige Waldzählung veranstaltet. Man sagt, daß mehr nachwächst, als zur Zeit geschlagen wird.* *Photo Aero-Materiel*





BRUNO LILJEFORS: *Tierstudien. National-Museum Stockholm*



Im Unwirklichen

VON EYVIND JOHNSON

Wir verlassen Gabriels Hof am Nachmittag, um zu seinen Forellenseen und der Hütte hinaufzukommen, ehe es dunkel wird. Er geht voran auf dem Kuhsteig, der mitunter hart und fest ist, wenn er sich über dem Flußufer entlangzieht, aber gegen die Sümpfe hinunter holprig und zerstampft wird und nach einer Woche Regen breiig und naß daliegt. Auf dem Rücken trägt er seinen alten Ledersack in einem Holzgestell — dem historischsten in Tröndelagen, wie er sagt —, in der einen Hand seine lange Bambusrute, angegraut, rissig und mit der Angelschnur umwickelt — historisch auch sie —, und in der anderen trägt er die Mandoline in einem Zelttuchfutteral.

Der Herbst ist so weit vorgeschritten, daß die Mücken zahmer geworden sind; die eigentlichen Mücken seien gelähmt, sagt Gabriel, und die Gnitzen funktionieren nicht mehr richtig. Drunten im Gebüsch sind sie noch zäh; aber da wir höher hinaufkommen, wirken sie — das ist auch ein Wort von Gabriel — rheumatisch, ja man kann sie husten hören, wenn man achtgibt. Auf Gabriels Sennerei, drei Stunden weiter oben, sind sie so gut wie fort, glücklicherweise und leider Gottes. Glücklicherweise, weil sie fort sind, und leider Gottes, denn nun ist der Herbst so ernstlich im Anzug, daß man glaubt, es wird auch dieses Jahr Winter.

Das Mädel ist noch dort oben, für höchstens eine Woche, und die Kühe gehen herum, lassen die Köpfe hängen und brüllen des Abends früh und melancholisch. Wir rasten und trinken Kaffee und Milch. Das Mädchen ist Gabriels Nichte Juana, zu jener Zeit geboren und getauft, als solche Namen unten auf den beiden Höfen Stimmung machten, hat aber nichts Südliches an sich. Sie ist blond und sonngebräunt. Gegen mich ist sie zurückhaltend, aber Gabriel behandelt sie wie einen Knaben. Das tut übrigens nicht sie allein. Er ist ein vermögender Bauer, etwa fünfzig Jahre alt, geht seiner Arbeit nach und ist tüchtig in den Gemeindeangelegenheiten, wenn es gilt; aber die Mandoline und der Gesangverein machen, daß alle ihn wie einen Knaben behandeln. Noch dazu ist er in ihrer Gegenwart ebenso schüchtern wie in Gegenwart anderer Frauen. Trotzdem bewundert er Frauen; er wartet auf die eine, Rechte, auf Renate, die ausrückte.

Man erzählte das, vorsichtig, vor einigen Jahren. Renate war so dunkel und schön, daß man Strandgut vermutete. Sie selbst war allerdings nicht an Land gespült drunten in der Bucht, aber man konnte sich einbilden, daß ihre Vorfahren vor hundert Jahren an diese Küste verschlagen wurden — denn das Schwarze sitzt im Menschen, wie man es auch bleicht, sagte Gabriels Bruder. Sie rückte nach einem Jahr aus und nahm die Tochter mit und war nun, wenn sie noch lebte, irgendwo im Süden.

Danach fing Gabriel an zu sinnieren, wurde aber nicht merkwürdig, er hatte einen starken Kopf. Doch er vertauschte die Ziehharmonika, die er zuerst hatte, mit der Gitarre und dann mit der Mandoline und lernte im Missionshaus Orgel spielen. Er bildete auch einen Gesangverein, der ringsum in der Gegend bekannt und geschätzt war. Im übrigen besorgte er seinen Hof wie gewöhnlich — er hatte den alten, während sein Bruder oben den neuen hatte.

Von der Sennerei haben wir noch zwei Stunden Wegs zu den Seen. Der Weg reicht nicht so weit — nicht weiter, als die Kühe und Schafe wollen —, und dann kommen Moor und Heide, wo wir nebeneinander gehen können. Gabriel spricht viel so hier unter vier Augen und ist froh; denn er glaubt, ja, er ist sicher, daß wir ordentlich Fisch bekommen werden. Das heißt, er wird ordentlich Fisch bekommen, denn ich habe eine Schleppangel, und voriges Jahr bekam ich nicht viel. Es ist kein Ernst in deinem Angeln, sagt er. Er hat mehr Recht auf die Seen als irgendein anderer. Früher gab es wenig Forellen dort oben, aber vor zehn Jahren trug er zwei Eimer mit Brut hinauf. In dem einen See, dem hintersten und kleinsten, gab es besonders viele große Fische bis vor ein paar Jahren. Gabriel glaubt, daß jemand dort gewesen ist und verbotenerweise mit Dynamit gefischt hat.

Nach einer Weile ist er bei der Politik. Er redet lange über die Welt, er hat die Zeitungen gelesen und ist auf dem laufenden. — «Das Schlimmste ist», sagt er, «daß man nicht richtig erfaßt, was vor sich geht. Wenn man liest, wie sie sich drunten in Europa aufführen, kann man sich das wohl gewissermaßen vorstellen — aber es ist jedenfalls so, als wäre es vor hundert Jahren passiert. Ungefähr wie wenn man einen Roman liest. Man glaubt zwar, daß Kanonen und Maschinengewehre soundso viel tausend Menschen hingemäht haben. Man zweifelt nicht daran. Aber trotzdem ist es gleichsam unwirklich. Hier war vor dreißig — fünfunddreißig Jahren ein Mord. Ein Mann unten am Fjord, der seine Alte mit einer Axt erschlug. Mich schaudert manchmal, wenn ich an die Sache denke, ich sah die Frau hinterher. So was ist viel wirklicher. Obwohl es ja nichts ist gegen Luftbombardements und hundert und tausend gemordete Kinder. Aber *das* hat trotzdem nicht dieselbe Wirkung auf uns. Es ist nicht so wirklich. Und jedenfalls glaubt man daran. Aber —. Es ist wohl einfach schwer, anderer Leute Zahnschmerzen zu fühlen.»

Ich muß ihm ja beipflichten, zugeben, daß es mir oft genau so geht. «Wir haben wohl nicht genug von der Sorte erlebt, um verstehen zu können, was das ist», sage ich.

Er denkt nach. «Aber findest du es nicht merkwürdig, daß damals, als die Heidenmission am eifrigsten war, so viel Geld und alles mögliche

dafür gesammelt wurde? Während die Leute rings im Land hungerten. Jetzt, wo die Not nicht so groß und die Armenpflege und so was besser ist — jetzt ist man nicht so versessen drauf, denen draußen zu helfen. Man tut es, aber ohne große Begeisterung. Und die Neger — ja, man wußte nie sicher, ob es so gut für sie war, daß ihre Seelen gerettet wurden, wie es hieß. Aber jetzt wissen wir, daß es gilt, Körper von Schmerzen und Hunger zu retten. Kinder zu retten, die ihre Eltern verloren haben, Verwundeten und Alten zu helfen. Was wir für sie tun können, ist von Nutzen, das wissen wir. Aber —»

Er fährt nicht gleich fort.

«Kann es daran liegen, daß der Mensch nicht mehr so gut und edel ist?» sagt er.

«Hast du ihn dafür gehalten?» frage ich.

Er grübelt wieder; und nach einer Weile:

«Es ist wirklich merkwürdig, wenn man daran denkt. Ich habe nie gefunden, daß die Leute hier in der Gegend besonders gute und edle Menschen sind. Viele, fand ich, waren richtig schlecht, Lumpen, Lügner, Heuchler. Aber man hat sich immer gedacht, daß an anderen Orten und in anderen Ländern jene guten, edlen und mutigen Menschen lebten, von denen man gelesen hat. Die man gerne hat. Einmal dachte ich ja — und zwar, weil ich selbst einen Puff bekam, daß ich hinflog —, daß das Gute nicht wirklich sei. Daß das nur so in Büchern steht. Und jetzt — jetzt glaube ich manchmal, obschon ich weiß, daß ich auf dem Holzweg bin, daß das Böse, was in der Welt passiert, nicht wirklich ist.»

«Aber das hier, glaubst du, ist wirklich. Daß du hier gehst, daß du fischen wirst, daß du in einer Stunde Kaffee trinkst.»

Er lacht laut, schüttelt den Kopf.

«Du kannst es rumkriegen! Aber darüber braucht man doch nicht nachzudenken, man geht ja hier ganz einfach.»

«Aber hast du daran gedacht, wie traurig man eine Weile hinterher sein kann, wenn man eine große Forelle hochgezogen hat? Traurig, weil es aus ist. Traurig, weil es vielleicht so lange bis zur nächsten dauert. Traurig ganz einfach, weil man nicht mehr froh ist.»

«Ja, man ist schon recht sonderbar inwendig», sagt er und spuckt zur Seite.

Wir folgen einem Bach durch einen hügeligen Sumpf, und das hohe, ungemähte Riedgras und Gesträuch schlägt an die Beine. Manchmal ist der Sumpf so feucht, daß wir Schritt für Schritt einsinken. Hier und dort leuchtet eine überreife Brombeere. Die Kühe waren früher im Sommer hier, und ein Elch ist vor nicht so langer Zeit hier hinüber gegangen. Die Sonne hat die niedrigen Berggipfel im Westen erreicht; von den Bergen im Osten steigt bald das Dunkel herab. Aber einige Gipfel glänzen, ein Licht, das noch eine Weile bleiben wird.

Hier sind wir vor mehreren Jahren gegangen. Und plötzlich überwältigt es mich, wie gleich sich alles ist — und daß wir, die wir übers Moor gehen, nicht gealtert sind. Gerade jetzt, während wir hier stapfen, sind wir nicht gealtert. Sobald wir eine Zeitung vornehmen, sind wir viel älter. Dann ist alles, was in den letzten Jahren in der Welt geschehen ist, wirklich geschehen. Jetzt ist es weit weg von uns.

Und ich denke: *Die Sommer sind für mich und viele andere dazu da, die Zeit anzuhalten. Aus dem großen Zusammenhang mit der lebenden wirklichen Welt flüchten wir genau so in sie hinein, wie der Städter einmal in der Woche in die Detektiv- oder Urwaldgeschichte der Sonntagsbeilage flieht. Die Sommer bilden eine Pause, in welcher unsere wirklichkeitsbeschwerte Winterseele vergißt und aufatmet.*

Während man draußen in der Welt unbefestigte Städte bombardiert, auch an den schönsten Tagen, in den mildesten Nächten. Bomben sind niedergefallen und haben Kinder und Frauen getötet. Bomben sind niedergefallen, haben ihr Ziel verfehlt und Glühwürmer, Hummeln und Obstbäume getötet.

Ich spreche das aus. Wir gehen langsamer übers Moor. Gabriel hebt die Beine hoch und sieht aus, als sähe er sich bei jedem Schritt vor. Wenn er seine lange Angelrute hebt, damit die Spitze nicht in Erdschollen und niedrige Büsche fährt, wirkt er zeitlos. Er hätte hier vor mehreren hundert Jahren gehen können. Dann und wann spuckt er nach rechts. Er kaut Tabak.

«Ich schoß einmal eine Eule», sagt er. «Und ich habe oft daran gedacht, wie sinnlos das war. Ungefähr wie eine Möwe zu schießen. Aber ich war den ganzen Tag unterwegs und hatte nichts bekommen. Ist es nicht ebenso mit den Bombenfliegern? Oder mit Leuten, die im Krieg sind und ein Gewehr haben? Sie schießen auf das, was sich bewegt. Eigentlich meinen sie nichts damit.»

«Aber die Bombenflieger», sage ich, «haben Order. Auf den und den Punkt sollt ihr eine Ladung runterwerfen. Doch das kümmert sie wohl nicht viel. Wenn sie gezwungen wären, mitanzusehen, wie ihre Bomben Menschen zerreißen, machte es ihnen vielleicht mehr aus. So sind sie hoch oben, auf Abstand, hören und sehen vielleicht nicht, wenn die Bomben explodieren. In jedem Fall ist das weit weg.»

«Ungefähr wie wir von der Wirklichkeit, meinst du?» sagt er.

«Ja.»

Am ersten See ist das Moor so feucht, daß wir einen großen Bogen zum Berghang hinauf machen müssen. Die Hütte liegt am hinteren See. Wir kommen in den Wald hinein. Obwohl er dünn ist, ist es gleich viel dunkler. Wir folgen wieder einem Pfad. Er geht vor.

«Du», sagt er nach einer kleinen Weile und geht langsamer und wendet sich halb um, «wenn man nun nicht leben kann, ich meine: einigermaßen gerne, ohne wenigstens eine Zeitlang zu vergessen, was *wirklich* in der Welt geschieht? Wenn man es sonst nicht aushielte? — Dann bliebe wohl bloß übrig, reinzuspringen», sagt er gleich hinterher und macht eine Geste gegen das Wasser hinunter.

«Ich vermute, daß gut die Hälfte der zivilisierten Menschheit sich auch abwendet von dem, was in der Welt geschieht, vielleicht neunzig Prozent, vielleicht noch mehr», sage ich. «Sonst —»

«Sonst?»

«Sonst würden sie es vielleicht nicht geschehen lassen», antworte ich, und ein Schrecken durchzuckt mich. «Wenn sie wüßten, was wirklich geschieht, wenn sie es im Innersten erfassen könnten.»

Und plötzlich *weiß* ich, daß es so ist.

Er hat ein Argument gegen mich, wenn er es auch nicht als Argument meint, wenn er jetzt auch gar nicht mit mir diskutiert.

«Aber du kommst doch jeden Sommer hier nach Tröndelagen herauf. Du bist auch dies Jahr gekommen. Du spielst Karten, du schreibst ein wenig, liesest ein wenig, aber meist bist du draußen im Fjord oder hier oben und angelst. Eben jetzt gehst du hier.»

«Darauf finde ich keine Antwort, die den Namen wert ist.»

Nachdem wir ein paar weitere Minuten gegangen sind, sagt er, ohne das Tempo zu verlangsamen oder sich umzuwenden:

«Ich spiele ja Mandoline.»

Es ist beinahe dunkel, da wir am Ziel sind; und als wir im offenen Kamin Feuer gemacht haben, scheint es uns ganz dunkel draußen, wenn es auch noch dämmert.

Ich koche Kaffee, den er in seiner Tasse mit Wasser verdünnt, er will ihn schwach haben, wir essen ein paar Butterbrote und bringen die Geräte in Ordnung. Er angelt mit Fliege und Wurm, ich mit der Schleppangel. Er hat Rollen und Ringe an seiner langen Rute und muß hinausgehen, um sie fertigzumachen. Nachdem wir einige Minuten draußen waren und uns gewöhnt haben, ist es nicht mehr so dunkel.

Wir glauben nicht, daß wir Fische kriegen werden. Aber im Morgengrauen wollen wir zu dem unteren See gehen, der besser ist.

Wir gehen rundherum, der See ist nicht groß. Das Wasser ist schwarzblank, bodenlos, ein dunkles Auge gegen den dunklen Raum. Ich werfe, die silberblanke Spule kreischt, und da ich anfange, abzuwickeln, leuchtet es im Wasser. Gabriel hat schon einen bekommen, er sagt, daß er klein sei, aber seine Stimme überzeugt mich davon, daß ich ihn für recht gut halten dürfe. Als wir beinahe herum sind, beißt es bei mir an. Ich habe es nicht erwartet, es ist eine Ueberraschung, die mich mit Freude füllt. Gabriel fragt, und ich antworte ihm, daß er klein sei. Er hört meiner Stimme an, daß ich ihn für groß halte.

Keiner will vorschlagen, daß wir noch einmal herumgehen, und übrigens ist es jetzt völlig dunkel.

Nachdem wir sie gebraten haben, trinken wir wieder Kaffee, und dann bitte ich ihn, zu spielen. Man muß ihn mehrmals bitten. Er spielt nicht

gut und singt auch nicht gut, offen gesagt, hat er keine Stimme, aber sein Spiel und seine Stimme werden doch zusammen ein Lied, das mir gefällt. Zuerst nimmt er eine Weise, Hamlet und Ophelia, die ich in Tröndelagen oft gehört habe. Ich habe sie im Winter bei elektrischem Licht belacht, wir haben sie nachgeahmt, es war eine geglückte Nummer, aber jetzt ergreift sie. Um meine Dankbarkeit auszudrücken, sage ich, daß er das gut gemacht hat.

Er spielt noch ein Stück. Die Mandoline paßt plötzlich nicht, und die Weise ist grausig. Es ist ein Bänkelsängerlied von einem Mord vor fünfzig Jahren unten an der Küste.

Ich lege mehr Scheite aufs Feuer. Das Dunkel macht mir nicht bange, aber ich lege mehr Scheite auf. Die Mandoline irrt in der banalen Melodie herum, die spröden Töne dringen durch die dicken Holzwände hinaus und erzählen der ganzen Nacht, wo wir uns befinden, *verraten* uns. Die banalen Worte, die ich selbst travestiert habe, atmen ein uraltes Grauen.

Nachdem er die Mandoline ins Futteral zurückgestopft hat, trinken wir wieder Kaffee und sitzen stumm und hören den dünnen Bergwald sausen. Man hört, wie der freundliche Wind den Berghang hinuntertastet. Wir mögen beide Wald und sitzen und lauschen. Hier ist Geborgenheit und Ruhe.

Ich wickle mich in die Decke auf meiner Pritsche. Das Feuer brennt langsam nieder, es knistert dann und wann schwach von den Birkenzweigen.

«Ja, gut' Nacht denn.»

«Gut' Nacht.»

Nach einer Weile sagt er drüben von seiner Pritsche:

«Du weißt — sie, mit der ich verheiratet war? Sie war einmal mit mir hier, nur ein einziges Mal. Das ist nun schon lange her.»

Nach einer Pause:

«Sie fand, es sei weit zu gehen.»

Hier ist Geborgenheit und Ruhe. Der Wald, der rauscht. Ein paar Mücken, die von der Wärme in der Hütte wach geworden sind und am Ohr summen. Alle Gedanken tasten sich zurück zu etwas Gutem, das gewesen. Nicht in die Zukunft. Ja, wir müssen früh auf, im Morgengrauen in einigen Stunden, und zum unteren See gehen.

Dies hier ist nicht wirklich.

Uebertragen von Anni Carlsson







BIRGER LUNDQUIST: *Karikaturen. Die Schweden lieben und pflegen den Humor in der Zeichnung, niemand nimmt's übel, wenn er als Karikatur in den Blättern erscheint. Man steht drüber. Die Tageszeitungen enthalten immer aufheiternde zeichnerische Anmerkungen; es gibt Festzeitungen der technischen Hochschule Stockholms, da die Studenten die feierlichen Reklamen und Produkte der ernstesten Industrien in Zeichnungen belächeln. Ein beliebter Pressezeichner dieser Art ist Birger Lundquist, arbeitend bei Dagens Nyheter, der uns ein paar seiner Blätter freundlichst zur Verfügung stellte.*

KÖNIGTUM UND VOLK IN SCHWEDEN

Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen,
was eine Konstitution für den bloßen Verstand ist.
Novalis

Sobald man in dem Halbdunkel der ersten Jahrhunderte nach dem Jahre 1000 die Anfänge eines gesamtschwedischen Staates wahrnehmen kann, steht an der Spitze dieses Staates ein König. Er wurde vom Volke gewählt oder bestätigt, aber er sollte Sproß eines königlichen Geschlechtes sein. In dem aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammenden ältesten überlieferten schwedischen Provinzgesetzbuch heißt es, die «Svear» (Bewohner des Landesteils Svealand, das heißt der um den Mälarsee liegenden Provinzen) haben «den König anzunehmen sowie zu verwerfen». Er sollte dann, nachdem er in Svealand zum König gewählt worden war, durch die Provinzen des Landesteils Götaland reisen, um auf dem Thing jeder Provinz bestätigt zu werden.

Die erste gesamtschwedische Verfassung, der sogenannte «Königsbalken» des Landesgesetzbuches des Königs Magnus Eriksson, um 1350, enthielt auch die Vorschrift, daß der König zu wählen sei, «jedoch vorzugsweise unter Königssöhnen». In diesem Gesetz wurde die überlieferte Sitte, den gewählten König auf den Thingversammlungen der Provinzen von der Gemeinschaft aller freien Männer jeder Provinz zu bestätigen, wiederum festgelegt. Es wurde in diesem Gesetzbuch auch der Wortlaut der Eide vorgeschrieben, die König und Volk sich nach der Wahl eines neuen Königs gegenseitig zu schwören hatten.

Der König soll, heißt es im Gesetz, «Gott und die heilige Kirche lieben und die Rechte der Kirche verteidigen, unbeschadet der Rechte des Königs und des gesamten Volkes. Er soll Gerechtigkeit und Wahrheit verteidigen, lieben und wahren sowie jede Ungerechtigkeit, Unwahrheit und Unrecht unterdrücken kraft des Rechts und seiner königlichen Macht. Er soll seinem Volk treu sein, so daß er keinem, ob arm oder reich, irgendeinen Schaden an Leben oder Leib zufüge, es sei denn, der Betreffende sei nach dem Gesetz verurteilt worden; noch soll er jemandes Hab und Gut ohne gesetzliches Urteil wegnehmen. Er soll gemäß Sitte und Gesetz sein Reich mit dem Rate inländischer und nicht ausländischer Männer regieren».

Der Eid des Volkes enthielt unter anderem die Verpflichtung, dem König zu gehorchen «in allem was er, unter seiner Verantwortung vor Gott wie vor Menschen, befehlen mag».

Schon in dieser ersten geschriebenen schwedischen Verfassung treten die drei Hauptfaktoren des schwedischen staatlichen Lebens uns entgegen: der König, seine Ratgeber und das Volk. Schon im Mittelalter hatte «der Rat des Reiches» ziemlich feste Formen erhalten, und im Jahre 1435 tritt zum ersten Male eine einigermaßen organisierte Volksvertretung zusammen, die man als den ersten schwedischen Reichstag betrachten darf.

Gegen das Ende des Mittelalters, das von vielerlei inneren und äußeren Kämpfen ausgefüllt war, wird die Herstellung eines erträglichen Gleichgewichts zwischen dem König, der im Rate vertretenen Aristokratie und dem Volk oft sehr schwierig, und in den wechselnden Beziehungen zwischen diesen drei Faktoren spiegeln sich auch in der neueren Zeit die Gegensätzlichkeiten der inneren Politik Schwedens, wobei das Königtum sich oft mit den breiten Schichten des Volkes gegen das Machtstreben der Aristokratie verbündet hat.

Mit dem Befreiungskampf gegen Dänemark, der die endgültige Auflösung der Kalmarer Union mit sich brachte und der durch die Wahl des jungen Edelmannes Gustaf Eriksson Vasa 1521 zum Reichsverweser und dann 1523 zum König seinen Abschluß fand, wird der schwedische Nationalstaat der neueren Zeit fest begründet. Als Auswirkung dieser äußeren und inneren Konsolidierung des schwedischen Staates wird auch der Schritt vom Wahlkönigtum zum Erbkönigtum getan: durch ein Gesetz vom 1544 wurde die erbliche Thronfolge der männlichen Nachkommen Gustaf Vasas geregelt. In den zum Teil von konfessionellen Gegensätzen beeinflußten Kämpfen zwischen den Nachkommen Gustaf Vasas wurde später die Thronfolge unter gewissen Voraussetzungen auch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt. Im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert wurden infolge der Abdankung der Königin Christina und nach dem Tode Karls XII. wieder Thronfolger- bzw. Königswahlen vorgenommen. Zuletzt wählte man 1810 den französischen Marschall Bernadotte zum Thronfolger. Im selben Jahr wurde durch das jetzt noch geltende Gesetz über die Thronfolge das Erbkönigtum wieder als Bestandteil der Verfassung bestätigt.

Die vom Wahlkönigtum des Mittelalters zum Erbkönigtum der neueren Zeit sich entwickelnde Monarchie hat seit dem Tode des Reichsgründers Gustaf Vasa (1560) viele Wandlungen durchgemacht: von dem durch die überragende Persönlichkeit des großen Gustaf Adolf bestimmten vertrauensvollen Zusammenwirken zwischen König, Aristokratie und Volk in der ersten glanzvollen Epoche der Großmachtzeit über die von der Aristokratie beherrschten Regentschaften während der Minderjährigkeit der Königin Christina und des Königs Karl XI. zu der Alleinherrschaft der Könige Karl XI. und Karl XII., dann nach dem Tode Karls XII. zur Herrschaft des Reichstags bei fast völliger Machtlosigkeit des Königs und später zum Wiederaufleben einer starken Königsgewalt in der Zeit Gustafs III. Endlich ist durch die Verfassung von 1809 unter Zunutzemachung der früheren Erfahrungen ein Gleichgewicht geschaffen worden, in dessen Rahmen sich die konstitutionelle Monarchie allmählich von den manchmal etwas autoritären Regierungsmethoden des ersten Königs der Dynastie Bernadotte zu dem parlamentarischen System unserer Tage entwickelt hat.

Die letzte Phase dieser Entwicklung, die Regierungszeit des jetzt neunzigjährigen Gustaf V. hat ihr Gepräge erhalten einerseits durch die Demokratisierung der Volksvertretung, andererseits durch die Klugheit und Aufgeschlossenheit, mit der es der Träger der Krone verstanden hat, den neuen Strömungen entgegenzukommen. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten, besonders seit dem Anfang des ersten Weltkrieges, ein Vertrauensverhältnis zwischen König und Volk entwickelt, das, auf gegenseitiger Achtung beruhend, dem Lande viel Segen gebracht und manche Reibungen erspart hat. König Gustaf hat es dank seiner zugleich von tiefer Bescheidenheit und von großer Würde geprägten Persönlichkeit verstanden, sich und seiner Dynastie einen festen Rückhalt in der Seele seines Volkes zu sichern. Er ist mit den Jahren immer mehr zum geliebten Landesvater Schwedens geworden. Der vor einigen Jahren verstorbene Ministerpräsident und sozialdemokratische Parteiführer Per Albin Hansson hat in einer Rede am 85. Geburtstag des Königs, im Kriegsjahre 1943, von «Gustaf den folkkäre», dem «vom Volk geliebten» König, gesprochen; man darf in diesem Ausdruck die schönste Bestätigung dafür sehen, in welchem Maße es dem König gelungen ist, den bei seinem Regierungsantritt von ihm angenommenen Wahlspruch «mit dem Volke für das Vaterland» in die Tat umzusetzen. *Sven*



Gustaf V., König von Schweden, der Goten und Wenden, feiert am 16. Juni dieses Jahres seinen 90. Geburtstag. Photo ATP



Der berühmte Kupferstich nach der Zeichnung Erik Dahlbergs, den wir hier sehen, mag als ein Symbol der Großmachtzeit Schwedens gelten. Es ist die Darstellung der Hauptstadt eines Schwedenreichs, das sich rings um die Ostsee ausdehnte, und das die Ostsee gewissermaßen in ein schwedisches Binnenmeer verwandelt hatte. Mit Recht konnten die Bürger auf ihre Stadt, die sich mit so einer erstaunlichen Fahrt während des 17. Jahrhunderts entwickelt hatte, stolz sein. Als Gustaf II. Adolf in den Dreißigjährigen Krieg zog, hatte er den Grund zu der gewaltigen Entwicklung der Reichshauptstadt gelegt und hatte unter anderem den Wunsch ausgedrückt, daß die Bürger ihre einfachen Häuser in große Steinhäuser umbauen sollten. Der Heldenkönig hat seine Stadt niemals in ihrer neuen Gestalt sehen dürfen, er fiel in der Schlacht bei Lützen 1632. Die meisten der alten Häuser wurden modernisiert. In den Vorstädten, Södermalm und Norrmalm, südlich und nördlich der zentralen Stadtinsel, wuchsen Paläste und Höfe empor. Die Bürger, von einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl erfüllt, hatten den Wunsch, ihre Stadt anderen «schönen und merkwürdigen Städten» ebenbürtig zu machen. Hinter der imponierenden Entwicklung des 17. Jahrhunderts lag das Nationalgefühl, von den Kriegserfolgen genährt, als eine mächtige Kraftquelle.

Die Anfänge Stockholms führen in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück, als eine städtische Gesellschaft im Schutz der von Birger Jarl angelegten Burg sich zu bilden anfing. Die große Entwicklung aber fällt doch ins 17. Jahrhundert, da die Bevölkerung von etwa 8000 Einwohnern im Jahr 1620 auf etwa 35000 im Jahr 1650 stieg. Die Stadt hat während der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens viele Schicksalsschläge erfahren. Feuer und Krieg haben sie immer wieder versehrt. Wenn man heutzutage in den Straßen der alten Stadt gräbt, findet man Brandlager nach Brandlager.

In der Mitte des Kupferstiches liegt die Altstadt. Sie war im 13. bei weitem nicht so groß wie im 17. Jahrhundert oder wie heutzutage. Die bebaubare Fläche war nur ungefähr halb so groß. Der Landzuwachs beruht zum Teil darauf, daß das Land sich hob, vor allem darauf, daß die Stockholmer sehr reinlich waren. Sie schütteten Abfälle und Abraum an den Ufern ins Wasser, die Ausfüllungen gaben neuen Boden, und die alte Stadt zwischen den



Die zwölf Wohnungen der Mamsell Sjöberg

In Stockholm, nahe bei Slussen, wo der moderne Stadtverkehr in den berühmten Stufenschleifen über sich selbst hinweg und unter sich selbst hindurchgeführt, aus dem Zentrum nach Södern, dem südlichen Teile, strömt, wo das Volk wohnt und Stockholms Arbeiterschaft zu großen Teilen zu Hause ist, nahe also bei dieser Pulsader des heutigen Lebens, liegt das Stadsmuseet, das städtische Museum. Es ist, verglichen mit den weiten Räumen des historischen Museums oder gar neben dem Riesenbau des nordischen Museums, eine bescheidene Einrichtung. Dennoch ergeht sich der fremde Besucher mit großem Gewinn darin, der Zeitgenosse, vom Zauber des heutigen Stockholms erfüllt, sieht nachdenklich werdend auf das Modell des einstigen turmbewehrten, später abgebrannten Königsschlosses, er stutzt angesichts des fesselnden Münzfundes, auf den man vor nicht allzu langer Zeit in einem Keller der Stadt gestoßen, er vernimmt allerlei über den Stadtgrund und die langsamen Verschiebungen im Verhältnis zwischen Wasser und festem Grund in dieser Region der tausend Inseln; dann ist an den Wänden vieles aus dem Stockholmer Leben der Vergangenheit zu sehen, und es fesseln die Stiche aus der schwedischen Großmachtszeit des 17. Jahrhunderts mit den rauschenden Festen, welche der siegreiche Hof dem Volke der Hauptstadt bot.

Plötzlich bleibt der Beschauer vor ein paar Aquarellen stehen. Er sieht in ein Zimmer hinein, er sieht eine lustige Tapete, ein paar Figuren, ein paar Möbel, ein freundliches Beisammensein mit den nötigen Utensilien, den Kaffeetassen, den Vorhängen und hat so sehr sofort die Ueberzeugung eines wahrheitsgetreuen Zeugnisses, daß ihm die Peintres naïfs und die Bauernmaler der Heimat in den Sinn kommen, daß er, angerührt von diesen Zusammenhängen, nach dem Künstler schaut, der diese Dinge gemalt hat.

«Mamsell Sjöbergs bostad», liest er dann, Josabeth Sjöbergs Wohnung. Aha, denkt der Unbefangene, es gibt wohl einen mir unbekannten Maler, der Sjöberg heißt und der das Intérieur seiner Frau gemalt hat. Aber hernach stellt sich heraus, daß diese Innenräume alle von einer Mamsell Sjöberg selbst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnt waren und daß dieses einsame Fräulein zu ihrer eigenen Freude alle ihre Wohnungen und ihre Umgebung in Stockholm-Södern in getreulichen Aquarellen festhielt. Gegen sechzig solcher Malereien sind, durch einen glücklichen Zufall bewahrt, in den Besitz des Museums gekommen, und in einer Schrift des schwedischen Verfassers Göran Axel-Nilsson erfahren wir über das Fräulein, daß ihr Vater Sekretär im königlichen Kriegskollegium war und daß die kleine Josabeth im Juni des Jahres 1812 ihm geschenkt wurde. Die Mutter las, wenn der Vater im Büro war, auf der Chaiselongue liegend, mit Vorliebe französische Romane und war der Meinung, daß ihr Kindchen häßlich sei, was man heute noch in historischer Rückschau von ihr behauptet, aber die alte Photo scheint uns dieser These zu widersprechen. Josabeth war achtzehnjährig, als die Eltern starben. Der Vater hatte mit ihr musiziert, und sie brachte in der Folge sich mit Unterricht in Gesang, Klavier und Gitarre durchs Leben. Sie stickte auch auf Seide und kolorierte Bilder für einen Verlag. Sie las und blätterte oft in einem Büchlein mit dem Titel: «Physiognomie im Auszug», welches unsern berühmten Zürcher J. C. Lavater zum Verfasser hatte.

Sie war sicher ein liebenswürdiges, heiteres, schwedisches Fräulein, schließlich eine alte Jungfer, tapfer und gesellig; wenn bei den plaudervollen Kaffeegesellschaften die andern Frauen strickten, zog sie ihr Malzeug heraus und machte ein Bildchen der Szene. Sie hat malend nichts erfunden. Sie hat getreulich über ihre Umgebung berichtet. Sie hat den Stadtteil Södermalm nie verlassen, hat aber zwölfmal daselbst die Wohnung gewechselt und von allen zwölf Wohnungen uns die wahrheitsgetreue Schilderung in mehr als dreißig Aquarellen hinterlassen; alle schienen ihr schön und heimelig genug, um gemalt zu werden.

Viele Freunde fanden offenbar den Weg zu ihren kleinen Schlupfwinkeln auf Södern, darunter auch der Stockholm-Schilderer und Maler Ferdinand Tollin. Sie hat auch diesen Besuch in einem ihrer Blätter festgehalten, und heute noch behauptet sie im Gefühl der Nachwelt ihren Platz neben diesem Größern, gerade weil sie sich selber so treu in aller Stille und Wahrhaftigkeit geblieben ist. Ein kleines Leben, dem als Belohnung für die tapfere Selbstvergessenheit und still gehegte Schöpferkraft ein Stückchen Unsterblichkeit zuteil wurde. Das alte Fräulein Josabeth Sjöberg starb siebzigjährig im Dezember 1882 in einem städtischen Altersheim. *A. K.*

Oben: Mamsell Sjöbergs 10. Wohnung in Stockholm Södern, Renstärnasgränd 17

Unten: Mamsell Sjöbergs 12. Wohnung in Stockholm Södern, Blechtornsgränd 6/11



Sommernacht in Stockholm. Blick vom Katharina-His nach der Altstadt. Im Vordergrund die Schleifenstraßen, welche das Zentrum der Stadt mit dem Süden verbinden. Die Bahngeleise, aus Südschweden kommend, haben eben den Südtunnel verlassen; ihr Weg durch die Stadt ist das Entzücken der Reisenden, die nachts hier einfahren, ist aber eine Verkehrssorge. In der Mitte die Riddarholmskyrkan, links der Stadthausturm. Die hellen Wasser des Mälarsees. Photo Gullers



Brücken konnte immer mehr Menschen in den Schutz ihrer Mauern aufnehmen. Diese Aufschüttungs-Jahrringe rings um die Ufer der alten Stadt sind heutzutage die wertvollen Kulturablagerungen, in denen die Stockholmer Archäologen ihre stadtgeschichtlichen Funde machen. Die imposante Burg in der Bildmitte ist ganz und gar aus der Burg Birger Jarls hervorgegangen. Die alte Anlage, der Stadtgründer, war ursprünglich als Schutz der Einfahrt zum Mälarsee errichtet worden. Er liegt, teilweise sichtbar, hinter der alten Stadt. Dort lagen im Mittelalter die wichtigsten Handelszentren. Es war später vor allem Gustaf Vasa, der im 16. Jahrhundert große fortifikatorische Verbesserungen durchführte. Sein Sohn, Johan III., machte aus der Festung ein prachtvolles Renaissance-Schloß. Schon früh war der Kernturm mit den drei Kronen, dem Reichssinnbild, gekrönt worden, weshalb man das Schloß auch «Tre kronor» genannt hat. Zu der Zeit, da Erik Dahlberg die Stadt zeichnete, hatte das Schloß keine fortifikatorische Bedeutung mehr, es war jetzt vor allem Königsresidenz und Stätte der Reichsamtsverwaltungen. Seine Geschichte war bald zu Ende. Im Jahre 1697, da König Karl XI. auf der Totenbahre lag, brannte es herunter — das Reichs-Sinnbild stürzte. Karl XII. wurde König, der Untergang der schwedischen Großmacht begann.

Auf der Stadtinsel steht dem Schloß zunächst die S. Nicolai- oder Großkirche. Diese wurde als Dorfkirche schon im 13. Jahrhundert angelegt. Die nächste Kirche nach links, «Templ. Francisci», ist die heutige «Riddarholmskyrkan», also die Kirche, die auf der Insel Riddarholmen liegt. Sie ist das Pantheon Schwedens. In besonderen Grabgewölben ruhen dort unter andern Gustaf II. Adolf, Karl XII. und Gustaf III. Ueber die Hausdächer ragt auch die Turmspitze der Deutschen Kirche oder S. Gertrudskirche empor. Zahlreiche Schiffe liegen in der Bildmitte vor stattlichen Kaufmannshäusern vor Anker. Diese Häuser sind alle auf den vorhergenannten Ablagerungen aufgebaut, das Ufer heißt heute noch «Skeppsbron», die Schiffsbrücke war einmal eine der Paradestraßen der Stadt.



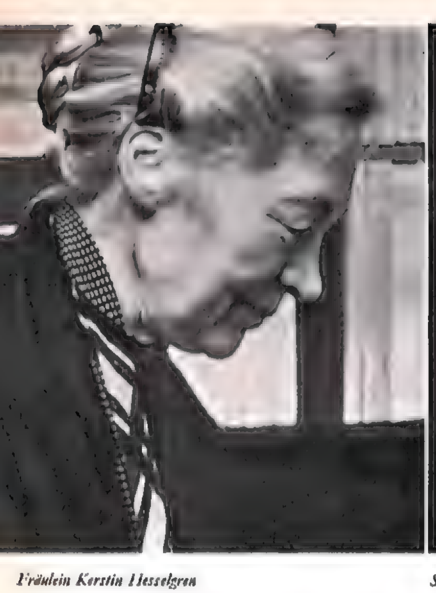
Stockholm, von Osten gesehen, um 1688. Aus Erich Dalbergs Suecia antiqua et hodierna. W. Swidde sculp

Von der alten Stadt führt links, dort wo jetzt Slussen liegt, eine kleine Brücke über «Söderström», die südliche Strömung, nach der Vorstadt Södermalm. Zwei neue Kirchen, S. Katharina und S. Maria, sind da zu sehen. Gerade unter der Mariakirche liegt am Hafen ein Haus mit zwei Flügeln. Es ist das älteste für kommunale Zwecke gebaute Haus Stockholms, einst das Rathaus Södermalms, heute Stadtmuseum. Daselbst schreibt der Verfasser diese Zeilen. Im Hafen liegen nicht mehr die stattlichen Segelschiffe; große Dampfer kommen und gehen, aber das Wasser, geheißen «Saltsjön» = Salzsee, ist sicherlich ebensoschön, wie es früher in der Morgensonne war. Die Vorstädte Södermalm und Norrmalm bekamen erst im 17. Jahrhundert eine eigentliche Stadtplanung. Damals entstand das geradlinige Straßensystem, das uns in diesen Teilen Stockholms erstaunt. Nördlich des Schlosses steht rechts im Bilde und rechts von der Jacobikirche ein berühmter Adelspalast, «Makalös» (der Unvergleichliche), von dem Feldherrn und Marschall Jakob de la Gardie gebaut. Ein Brand hat ihn später zerstört.

Stockholms Hafenverhältnisse waren von jeher ausgezeichnet. Die größten Kriegsschiffe und die großen Spanien- und Indienfahrer konnten direkt am Quai anlegen. Auf dem Stich sehen wir die Reihen von Handelsschiffen und die Kriegsschiffe, die auf dem Wasser manövrieren. Im Vordergrund liegt eine Werft auf demselben Platz, da heute noch auf den beiden Inseln Skeppsholmen und Kastellholmen eine Flottenbasis sich befindet. Zur Entstehungszeit dieses Kupferstichs ist das schwedische Eisen schon ein Welthandelsartikel. Der Hauptteil dieses Exportes ging über Stockholm.

Schwedens Großmachtzeit wurde von den Kriegen geprägt. Sie führte viel Verwilderung und Luxus mit sich, aber die Feldzüge öffneten auch das Tor nach den kontinentalen Kulturländern. Handel, Seefahrt, Industrien und Handwerk blühten nicht allein, Schweden bekam nun auch einheimische Kunst und eigene Literatur, die im 18. Jahrhundert einer großartigen Entwicklung entgegengingen.

Martin A. Ohlsson



Fräulein Kerstin Hesselgren



Staatsrat Karin Kock



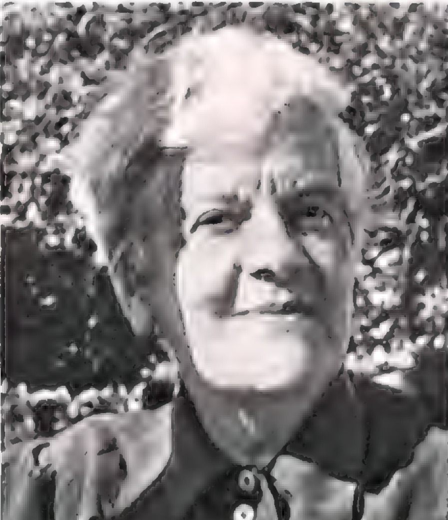
Reichstagsabgeordnete Frau Ulla Lindström



Else Kleen-Möller



Journalistin Barbro Alving



Malerin und Journalistin Mollie Faustman



Schriftstellerin Elin Wägner



Schriftstellerin Marika Stiernstedt



Theaterchef Pauline Brunius



Chefredaktor Eva Hökerberg



Professor Nanna Svartz



Gymnastikdirektor Maja Carlquist



Advokat Ingrid Gärde-Widemar



Dr. med. Greta Hammarsten



Reichstagsabgeordnete Hildur Nygren



Disponent Brita Beckman





Schwedische Frauen von heute

VON RUTH HAMRIN-THORELL

Jedes Jahr anfangs Januar findet die feierliche Eröffnung des Schwedischen Reichstages im Reichssaal unter altertümlichen Zeremonien statt. Alle haben Jahrhunderte zurück ihre bestimmten Plätze — Königshaus, Regierung, Reichstag, Diplomaten und Ministerfrauen —, ja auch der Junge, der die Radioübertragung besorgt, hat nunmehr sein bestimmtes Plätzchen bekommen, um während der Zeremonien auszuruhen. In diesem Jahr entstand jedoch ein einzig dastehendes Problem für den Oberhofzeremonienmeister: Wo sollte Advokat Hugo Lindberg sitzen?

Der Advokat ist mit Schwedens erstem weiblichen Minister, Professorin in Nationalökonomie, Karin Kock, verheiratet und ist also gleichberechtigt wie die Ministerfrauen, der Feierlichkeit beizuwohnen. Sollte er in der Reihe der Ministerfrauen und Hofdamen auf der ersten Tribüne sitzen und sich schön hübsch unter die altertümlichen, aber dekorativen Hofkostüme mischen, oder sollte er stehen müssen und sich unter die Geringsten, unten bei der Türe, drängen? Beides schien etwas «mal placiert», und der Oberhofzeremonienmeister setzte schließlich den Ministergemahl irgendwo mitten hinein.

Die Frage kommt einem ja ganz und gar komisch vor, wenn sie nicht auch gleichzeitig illustrierte, wie es immer noch ein wenig in den Fugen der alten schwedischen Traditionen der bürgerlichen Gesellschaft knirscht, wenn es sich darum handelt, alle Konsequenzen der Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern zu ziehen. Es ist gleichsam ein Widerhall vom großen Stimmrechtskampf, der in Schweden in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts ausgekämpft wurde, da die sonderbarsten Argumente hervorgesucht wurden, um zu verhindern, daß die Frauen das Stimmrecht erhalten sollten: Die Heime würden zerstört, die Kinder verwildert werden, die Töpfe würden überkochen und die Frauen all den Charme verlieren, der sie zuallererst als Gattinnen begehrenswert machte. Um nicht davon zu reden, daß die langen und weiten Röcke der Damen einen Umbau des Reichstagsgebäudes voraussetzten, damit sie dort manövriert werden könnten.

Der Kampf endete jedoch damit, daß die Frauen das Stimmrecht erhielten. 1921 hatten diejenigen gewonnen, welche gelassen annahmen, daß es in keiner Weise staatsumstürzend wäre, auch wenn die Frauen jedes zweite Jahr stimmen gingen.

Die Gelassenen haben auch recht bekommen. Keine Frauen-Stimmrechts-Revolution hat den schwedischen Staat erschüttert. Die Frauenmajorität fehlt immer noch, sogar in einem Komitee, das eine so exklusive Frauenfrage wie die Geburtspflege erörtern soll. Aber wir Frauen haben uns doch zäh und energisch viele Rechte erkämpft. Alle Schulen und Ausbildungsanstalten stehen uns offen mit Ausnahme der Kriegshochschule und der Forsthochschule, wir haben ein Gesetz, das uns Möglichkeiten gibt, die Aemter einzunehmen, die wir wollen, unsere Ehemänner müssen uns auch nach dem Gesetz regelmäßige Haushaltungsgelder geben, wir verwalten selber unser Vermögen, wir haben wie die Männer dieselbe Verantwortung für die Familie. Was an Unterschieden, theoretisch gesehen, bleibt, dürfte die männliche Thronfolge sein, das heißt die Prinzessin Margaretha auf Haga, die älteste Tochter des vor einem Jahr verunglückten schwedischen Erbprinzen, kann laut Grundgesetz nie Schwedens Regent werden; denn das soll einmal ihr kaum zweijähriges Brüderchen sein. Keine schwedische Frau kann Pfarrer werden. Diese Frage beschäftigt ein königliches Komitee; aber es wird wohl dauern, bis die Schranke gefallen ist. Die Gegner fragen sich unter anderem ängstlich, welche Stellung der Mann des weiblichen Pfarrers erhalten soll und wie der Dienst geordnet werden sollte, wenn der weibliche Pfarrer Kinder erwartet.

Die schwedischen Frauen haben immer noch einen langen und vermutlich dornenbestreuten Weg zu wandern, bevor alle Vorurteile im praktischen Leben überwunden sind und wir erreicht haben, daß wirklich freie und ehrliche Konkurrenz herrscht. Immer noch ist es in Schweden wie in andern Ländern ein außerordentliches Verdienst, Mann zu sein. Dabei denke ich nicht an solche Kleinigkeiten wie die, daß ein Laufbursche in einem schwedischen Restaurant größere Alkoholrationen erhält als eine Advokatin, oder daß diese eine kleinere Tabakration während des Krieges als der Laufbursche erhielt, sondern mehr daran, daß wir immer noch mit Dankbarkeit und frohem Staunen «die erste Frau» in einer langen Reihe Berufe und Vereinigungen notieren. Wir haben noch nicht mehr Professorinnen, als wir an den Fingern einer Hand abzählen könnten; wir haben zwei weibliche Bürochefs und fünf Veterinäre. Noch ist keine Frau Generaldirektorin, Staatssekretärin oder Amtsrichterin geworden, während wir dagegen eine Reihe weiblicher Advokaten, Rektoren, Bibliothekare und Chefredaktoren haben.

Von der Tribüne des Schwedischen Reichstages kann man 19 Frauen unter 230 Männern in der Zweiten Kammer zählen, und unter den 150 männlichen Mitgliedern in der Ersten Kammer erblickt man nur sechs gut frisierte weibliche Köpfe. Das sind ja nicht gerade imponierende Ziffern, und unsere Ehrlichkeit verbietet uns auch, zu behaupten, daß eine der Frauen zu den wirklich führenden Figuren im schwedischen politischen Leben gerechnet werden kann. Diejenige, die wirklich sowohl national wie international als eine hervorragende Frau angesehen wurde, war Kerstin Hesselgren, «Kerstin I» genannt, weil sie die erste Frau in so vielen verschiedenen Beziehungen gewesen war. Sie hat sich nun von der Politik zurückgezogen, bewundert wie keine andere, lieblich, fröhlich, weiblich und gütig, immer in Pastellfarben zu ihrem schneeweißen Haar gekleidet und von einer «Suffragette» so verschieden, wie jemand nur sein kann, aber selbständig, weitsichtig, klug und kenntnisreich. Sie ist die Grand old Lady der schwedischen Frauenbewegung.

Auch einige von den jetzigen Frauen im Schwedischen Reichstag haben markante Profile, wie zum Beispiel Ulla Lindström, Lehrerin, Journalistin und Mama von zwei kleinen Mädchen, welche neulich die Mutter zu Hause willkommen hießen, als sie von den United Nations zurückkam, wohin Schweden sie delegiert hatte.

Frau Märta Bohman, Frau eines Landwirtes vom nördlichsten Norrland, ist auch Reichstagsmitglied. Sie soll zu einer Ausschußsitzung einmal ihr Bébé mitgebracht haben, da niemand bei der Hand war, es gerade dann zu betreuen. Der Junge saß artig auf Mamas Schoß und hörte den Verhandlungen zu. Dies war ein Notausweg, den niemand gerade empfehlen will, aber er illustriert drastisch die Schwierigkeiten, mit denen moderne schwedische Frauen zu kämpfen haben, um das Heim, den Beruf und die Arbeit für den Staat vereinen zu können. Es ist ebenso schwierig, im heutigen Schweden eine Hausangestellte zu finden, wie eine Nadel in einem Heustock, und deshalb nehmen wir dankbar alle technischen Hilfsmittel entgegen, nicht am wenigsten die erstklassigen Haushaltmaschinen verschiedener Art, die wir von der Schweiz bekommen. Je mehr Nähmaschinen und Küchenmotoren schweizerischer Herkunft, desto mehr Reichstagsfrauen in Schweden!

Es werden lebhafte Gespräche darüber geführt, wie Heim und Beruf zu vereinen seien, damit keines hintenangesetzt werden muß. Die meisten tüchtigen schwedischen Frauen sind jetzt so in Anspruch genommen, daß auch eine Episode wie die folgende vorkommen kann: Der Hausfrauenverband wollte die Stellung des Heimes sichern und wollte Propaganda für ein besseres und glücklicheres Familienleben machen. Eine Frau in leitender Stellung dieses Verbandes schlug eine «Heimwoche» mit Vorträgen und Diskussionen vor. Diese wurde organisiert. Als der Sohn des Hauses das erfuhr, äußerte er sich mit froher Erwartung über die Möglichkeiten, die sich dann zeigen würden: Schön, in jener Woche wird Mama nicht einen einzigen Abend zu Hause sein!

Unter den bekannteren schwedischen Frauen finden wir, wie schon erwähnt, in der Regierung Frau Karin Kock, die freilich anerkannt tüchtig in der Führung ihres Ferienhaushaltes ist, besonders im Zubereiten der Fische, die ihr Mann selbst fängt. Außerdem ist sie eine der leitenden Figuren in der modernen Frauenbewegung, sitzt in der Regierung als Finanzexperte und behauptet sich ausgezeichnet sowohl in den Debatten wie in der Arbeit innerhalb der Departemente. Frau Else Kleen-Möller ist mit Schwedens Sozialminister verheiratet. Ihre Fähigkeit, sich für alles zu interessieren, ist für viele Kreise höchst irritierend. Sie ist Spezialistin für Kleider und Verbrecher. Die ersteren behandelt sie souverän in Artikeln in einer großen Stockholmer Zeitung unter der Signatur «Gwen», und die letzteren versucht sie vor den, nach ihrer Ansicht veralteten Gerichtsmethoden zu retten. Das hat ihr selbst einmal eine Ruhezeit im Gefängnis eingebracht, und seither trägt sie ihre Gefängnisnummer in Gold an ihren immer gleich charmanten wie gutgewählten Toiletten.

Weibliche Journalisten gibt es in Schweden in Hülle und Fülle, besonders in der Wochenpresse. Unter diesen ragen zwei besonders hervor: Barbro Alving, mit dem Schreibnamen «Bang», und «Vagabonde», deren Taufname Mollie Faustman ist.

Mollie Faustmans Ehrgeiz ist das Malen, das kann sie ausgezeichnet. Es ist aber doch so, daß sie eine anerkannte Feuilletonistin ist und speziell an ihren zwei Kindern eine Menge Geld dadurch verdient hat, daß sie ihre Lieblinge in all ihren Arten und Unarten in den Zeitungsspalten vorstellte. Oft wenn es notwendig war, etwas Gescheites in einer amüsanten Weise zu sagen, hat es «Vagabonde» geschrieben.

Der Schritt zu den Schriftstellerinnen ist nicht weit. Die älteste und zuvorderst in der Reihe sich befindende ist Elin Wägner, die einzige Frau in der illustren Vereinigung der «Schwedischen Akademie». Elin Wägner hat sich durch eine Reihe vortrefflicher Frauenschilderungen aus der Landschaft Småland, wo sie auch ihr Heim hat, bekannt gemacht, sie ist einer der Pioniere der Frauenbewegung in Schweden. Die Schriftstellerin Marika Stiernstedt ist in einem hocharistokratischen Milieu erzogen worden. Sie heiratete zunächst Schwedens ersten Flieger, Carl Cederström, und hernach den Verfasser Ludvig Nordström, der hauptsächlich Bücher aus proletarischen Milieus schreibt.

Frauen sind auch an der Leitung des schwedischen Theaters beteiligt. Das vom Staat unterstützte Dramatische Theater in Stockholm hat als Leiterin Frau Pauline Brunius, die früher eine unserer gefeiertsten Schauspielerinnen war. Mit großem diplomatischem Geschick ist sie mit der unbändigen Schauspieltruppe fertig geworden und hat sich um ein auserwähltes Repertoire eifrig bemüht. Sie ist grandios, wenn sie ihr Theater vertritt, ist deshalb auch von Schwedens erstem Revuekünstler, der im Land und Reich als «Pauline Brunius» herumreist, parodiert worden. Als Frau Brunius selber das erstemal die Parodie ansah, war es dem Revuekünstler gelungen, exakt das gleiche Kleid zu erwischen, das Frau Brunius selber im Zuschauerraum trug. Was sollte jetzt geschehen? Die Parodie ist außerordentlich boshaft, und eine kleinlichere Person als Frau Pauline wäre sicher wütend geworden. Aber sie gewann die Partie und startete den Applaus nach der Nummer.

In der Direktion des Dramatischen Theaters sitzt auch eine bekannte Frau, Eva Hökerberg, Chefredaktorin für die führende Frauenzeitung in Schweden.

Hat Schweden keine international bekannten Frauen? Kaum eine, die die anderen überragt, seitdem die Verfasserin und Nobelpreisträgerin Selma Lagerlöf starb. Aber wir haben manche, die in ihren speziellen Kreisen bekannt sind, und zu denen gehört Alva Myrdal, jetzt in Genf wohnend, moderne Pädagogin und spezielle Vertreterin der schwedischen Berufsfrauen; Professorin Nanna Svartz, Aerztin und Leiterin unseres größten Krankenhauses in Stockholm, und Maja Carlquist, die die Volksschulmädchen in Stockholm dazu trainiert hat, rund in der Welt herumzufahren und als «Sofiamädchen» moderne schwedische Gymnastik zu demonstrieren.

Der Leser möge verstehen, daß diese Auswahl der heutigen schwedischen Frauen äußerst willkürlich gemacht worden ist. Viele bekannte sind nicht erwähnt worden, und einige der erwähnten sind nicht bemerkenswerter als ihre Kolleginnen, obwohl sie aus irgendeinem Anlaß in das Rampenlicht geraten sind. Schweden kann kaum als das Land der Frauen vor anderen Ländern genannt werden. Die schwedischen Frauen haben gewiß noch einen langen Weg zu wandern, bevor sie ihr Land als ein vorbildliches bezeichnen können, und solche Ansprüche haben sie gegenwärtig gar nicht. Anderseits beneiden wir kaum die Stellung der Frauen anderswo. Wir beneiden die Schweizer Frauen nicht, deren Land wir wegen seiner Demokratie, Kultur und fortschrittlichen Haltung bewundern; aber den Schweizer Frauen wünschen wir, daß sie das selbstverständliche Stimmrecht erhalten. Wir beneiden auch die amerikanischen Frauen nicht, die sichtbar eine Freiheit und natürliche Selbständigkeit erreicht haben, die größer sind als die unsrigen; aber es scheint ihnen doch an Möglichkeiten zu fehlen, ihre Rechte zur Geltung zu bringen. Für die heutige Generation der schwedischen Frauen, die nun mitten im Arbeitsleben und staatlicher Tätigkeit stehen, dürfte das Notwendigste sein, die kommende Generation dazu anzuregen, ihre bürgerlichen Rechte zu gebrauchen und es ihnen möglich zu machen, Erfahrungen für die Ausübung ihrer bürgerlichen Pflichten zu sammeln.

Uebersetzt von Anna Helfenberger

AUS BRIEFEN AUGUST STRINDBERGS

Zusammengestellt und übersetzt von Anni Carlsson



Kürzlich wurde in Schweden eine Art Autobiographie Strindbergs im Selbstzeugnis ausgewählter Briefe veröffentlicht. Einige charakteristische Auszüge aus diesen Briefen seien hier wiedergegeben. Vorangestellt seien folgende Zeilen Strindbergs an Edvard Brandes, datiert Aargau 1886, die sein Verhältnis zur Schweiz dartun:

«Es ist etwas Merkwürdiges mit diesem Land, wenn man, wie ich, die Hotelschweiz meidet.

Ein aktiver Oberst kutschiert mich, selber auf dem Bock sitzend, für drei Franken fünfzig, und der Geselle meines Schuhmachers setzt sich in der Wirtschaft neben mich, stößt mit mir an und spricht auf mich ein.

Ein europäisches Land ohne König, ohne königliches Theater, Orden, Akademie, ein Land ohne Oberschicht mitten in Europa, das ist doch etwas! Komm und sieh Dir's an, alter Kulturmensch, und Du wirst in vielem Deine Träume verwirklicht finden. Es erhebt, und es heilt, und ich werde immer ein besserer Mensch, wenn ich über die Grenze komme.

Hier trieft das Land von Milch und Honig.

Für drei Franken fünfzig habe ich Vollpension. Mein Frühstück ist fürstlich. Kaffee, Milch, Zwieback, Brot, Butter, Käse, Honig, Marmelade, Eier, soviel ich essen will.

Das ist das Schlaraffenland, doch nur an abgelegenen Orten. Die großen Verkehrsstraßen wimmeln von Hotelräubern.»

Ein Bekenntnis des Dreiundzwanzigjährigen (1872):

«Ich habe es satt, alles! Das ist das Geheimnis. Ich habe die Menschen satt, darum lasse ich mitunter das Ausgehen und Zu-Mittag-Speisen, denn dort muß ich Menschen sehen; ich gehe in ein anderes Restaurant, denn in dem alten weiß ich genau, was jeder für sein Menu zahlt, ich weiß das Lächeln des Kellners auswendig, wenn er die Rechnung präsentiert, ich kenne jeden Gast. Das steht still, nichts Neues, keine neuen Gesichter. Eine Einförmigkeit, die mich töten würde, wenn nicht das ganze Leben, das große Leben draußen, das die Wirtsstube kopiert, es täte!

Es war einmal in meiner Jugend, denn jetzt bin ich uralt, daß ich in der Religion und der aus ihr folgenden Moralität das Höchste sah. Aber ich bekam Gott und die Moral und das Ganze satt. Ich sehne mich nach etwas Besserem, Höherem. Gib mir Genie, betete ich stumm, denn ich betete noch, und ich gebe Sittlichkeit und Gottesfurcht und den ganzen Plunder dafür. Offenbare dich auf eine höhere und würdigere Weise, Gott, als man dich in den Kirchen zeigt! Und siehe, Gott offenbarte sich, und ich ward geblendet, sein Feuer droht, mich zu verbrennen, aber es ist zu spät! Ich habe mich auf den Dreifuß gesetzt, und die heiligen Dämpfe steigen mir zu Kopf. Der Kopf hält stand, aber das Herz haben die Flammen verzehrt. Ich bin leer. Ich habe den Glauben verloren, an mich selbst, daß ich etwas ausrichten könnte, den Glauben an die Vorsehung, die da rät und waltet.»



An Siri von Essen, seine spätere Frau (1876):

«Verzeihung!!! Sonntag Morgen! Ich will, ich will toll sein!
Nun habe ich alles gesagt! Wem? Dem Frühling, der Sonne, den Eichen, den Weidenkätzchen, den Veilchen, und die Glocken singen es, und die Lerche sagte: ‚Tu es!' Was habe ich gesagt? — Ich liebe Sie!!! Und ich gehe die Straßen entlang stolz wie ein König und sehe mitleidig auf den Pöbel — warum fallt Ihr nicht auf Eure schmutzigen Gesichter vor mir? Wißt Ihr nicht, daß sie mich liebt? Wer? — Eine Prinzessin, meine Prinzessin, die schönste Frau Schwedens, sie mit den blausten Augen, den kleinsten Füßen, dem goldblondesten Haar, der schönsten Stirn, den feinsten Händen — Ihr seid nicht würdig, es zu hören! Sie mit dem

edelsten Herzen, dem stolzesten Sinn, den nobelsten Gefühlen, den besten Gedanken! Meine, meine Geliebte — und sie liebt mich Elenden. — Wenn sie mich nicht bald im Stich läßt, werde ich toll vor Hochmut.

Vergessen Sie nicht, nunmehr werde ich nichts außer an Ihrer Seite — warum bewundern Sie Ihren Mann — bewundern Sie mich — lieben mich — wenn es unerträglich wird, flüchten Sie zu mir — mein Zimmer soll Ihr Zuhause sein, ich werde woanders wohnen. Sie sollen meine Bücher sehen, die ich verachte, die aber meine Zukunft begründet haben — Sie sollen in meinem Stuhl sitzen — Sie sollen meine Blumen gießen — wie schön und froh sie werden müssen, wenn Sie sie ansehn mit Ihren freundlichen Augen, Ihren schönen, gefährlichen, entzückenden Augen! Ich töte mich, wenn ich nicht ungestört an Ihrer Seite sitzen und zu Ihnen sagen darf: Ich liebe Dich, meine Seligkeit! Sie sagten, daß Sie Ihren Frieden, Ihr Leben, Ihre Seligkeit in meine Hände legen — tun Sie es, und Sie tun Gottes Willen!!! Sie können meiner nicht müde werden — Ich habe Wissen, genug für zehn Jahre, um mich auszusprechen — ich habe Phantasie, die mich jeden Morgen verjüngt. — O wie furchtbar ich Sie liebe — warum muß ich Sie so unvernünftig lieben!

Fürchten Sie, meine Frau zu werden, fürchten Sie die Prosa? — O wissen Sie denn nicht, daß ich den Zauberstab besitze, der Wasser aus dem Felsen schlägt — daß ich Poesie aus dem Schmutz heraufholen kann, wenn's drauf ankommt.

Ach, ich werde die Kaffeemühle mahlen, daß es wie Musik klingt — ich werde auf den Markt gehn und Kartoffeln kaufen, aber immer eine Blume obenauf legen — ich werde den Tisch decken, wie wenn Van Huysum ein Stilleben gemalt hätte, und wie ich arbeiten werde — und dann — wenn ich Ruhe haben werde in meinem unruhigen unseligen — — — lesen Sie alle meine Briefe wieder — hören Sie nicht, wie sie zittern vor Liebe zu Dir, meiner Königin.»

Der kranke Strindberg (Paris 1896):

Wollen sehen, ob dies der letzte Brief ist. — Mit dem Leben davongekommen, sofern ich nicht zu Tode verwundet bin. Desto besser!!!

Es war still gewesen in dem Zimmer, das ich bewohnte. Plötzlich machte ich die Entdeckung, Wand an Wand einen Nachbar zu haben. Mich wunderte dieses Faktum, daß er beide Zimmer Wand an Wand mit mir besaß. Rechts von meinem Schreibtisch hörte ich ihn den ganzen Tag. Um zehn Uhr abends ging er aus dem Zimmer hinaus und hinüber in das Zimmer neben meinem Bettalkoven, legte sich dann hin, so daß ich ihn auf einen Fuß Abstand, mit der Wand zwischen uns, hatte. Doch dann überraschte es mich, zu hören, wie eine andere Person in dem verlassenen Zimmer sich entkleidete und zu Bett ging. Den ganzen Tag waren also zwei Personen in der kleinen Kammer gewesen, ohne miteinander zu sprechen. Warum? Weil sie verborgen bleiben wollten — vor mir! Die Nacht vom 14./15. war ich äußerst nervös, hörte Rascheln an der Wand, erwachte viele Male, war krank, wollte ersticken, glaubte, es seien meine Chemikalien, doch die konnten es nicht sein, denn sie standen im Kamin.

Zwischen zwei vermutliche Mörder geklemmt, faßte ich einen Entschluß; zog mich an, ging zum Wirt herunter, gab an, daß ich von den Chemikalien im Zimmer krank sei und bat um ein anderes Zimmer.

Er war freundlich, gab mir zu trinken und ein anderes Zimmer, gerade unter dem Unbekannten, ohne daß ich diesen mit einem Wort erwähnte.

Nun höre ich den Unbekannten aus dem Bett stürzen. Er will fliehen, weil er glaubt, daß man nach der Polizei geschickt hat, dachte ich.

Doch er floh nicht, sondern polterte eine Weile mit einem Stuhl am Boden herum und ließ etwas Schweres fallen wie in einen Rucksack. Ich schlief ein, erwachte und erinnerte nur, daß ich von Ola Hansson geträumt hatte.

Es war ein grauer, trister Morgen: gelbgrau! wie der Mord und die Furcht vor Entdeckung. — Um elf Uhr packte ich, und eine Viertelstunde später floh ich, als Adresse angebend: Dieppe.»

Die letzten Hammerschmiede in Södersfors

Vor vielen Jahrhunderten begann man in Falun in Mittelschweden nach Kupfer zu graben und das Erz mit viel Holzfeuer und primitiven mächtigen Blasebälgen zu schmelzen. Immer tiefer in den Steingrund gruben mit der Zeit sich die Gänge der Bergleute. In ganz Europa ward mit der Zeit das Falun-Kupfer verbreitet, und nicht nur die schwedischen, sogar die französischen Könige prägten daraus Münzen in großen Beträgen. In Falun herrschte ein bewegtes Leben, aus mehr als hundert Kupferhütten stieg der Schwefeldunst zum Himmel, immer zahlreicher wurden die Bergleute, die Schlacken stiegen zu Bergen, die Erfinder suchten nach Verbesserungen, und das Unternehmen war weltberühmt. Es besteht heute noch, gießt Stahl, betreibt Elektrizitätswerke, macht Papier und Zellulose und hat Fabriken da und dort, aber aus dem ehemaligen Verwaltungsgebäude auf dem alten Kupfergrubenfeld ist ein bergbaugeschichtliches, höchst eindrucksvolles und lehrreiches Museum geworden mit Erzproben, Querschnitten, Modellen, alten Werkzeugen, Büchern mit den Eintragungen der königlichen Besucher, mit Grubenlampen, Waldbau-Darstellungen und so weiter. Unter all diesen Dingen befindet sich an der Wand diese alte Photo aus einem Eisenwerk der Gesellschaft, und man sieht, was für Leute es waren, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Anker der schwedischen Schiffe und all die sonstigen großen Stücke jener Zeit schufen, als die technischen Einrichtungen noch nicht wie heute den Männern die schweren Arbeiten abnahmen. Daß die Schweden einmal ein Volk von Schmieden waren, das noch zu zeigen, ist diese frühe Photographie grad noch zur rechten Zeit gekommen. *A. K.*

Mit Genehmigung der Stora Kopparbergs Bergslags A. B. Falun

Doktorpromotion in Lund

Der Schatz gesellschaftlicher Formen und Traditionen ist in dem monarchischen Schweden im großen und ganzen noch unversehrt erhalten geblieben. Das gilt vielleicht besonders für die sehr konservativen Universitäten und Universitätsstädtchen Lund und Uppsala, die dem nivellierenden Einfluß von Industrie, Handel und Verkehr leichter zu widerstehen scheinen als die Großstädte. Jedes akademische Ereignis wird hier zu einem Stadtereignis. Ueber die Verteidigung einer Dissertation, die noch heute öffentlich ist, bringen die Zeitungen spaltenlange Berichte mit Bildern. Die Aufnahme eines neuen Professors, der Hinschied eines akademischen Lehrers, aber auch nationale Feste veranlassen Beflaggung und Befrackung der halben Stadt. Es ist, als ob sich hier das Leben noch in langsamerem Rhythmus vollzöge, als ob die großen Wendepunkte im Leben und in der Laufbahn des einzelnen schwerer als anderswo wögen. Unbekümmert um die Hast und die Not der Zeit läßt der einzelne sein Leben in der Gemeinschaft aufgehen und läßt umgekehrt die Gemeinschaft an seinem Leben teilhaben. — Ein feierlich-frohes Ereignis ist die jedes Jahr stattfindende Doktorpromotion im Mai. Sie hat den würdigsten Rahmen, den der nach Schönheit und geselligem Umgang lechzende Nordländer ausdenken kann. Wer würde sich nicht der Szene «Doktorspromotion» in August Strindbergs «Traumspiel» erinnern, die doch erst der voll einschätzen und auskosten kann, der weiß, was ein solches Fest dem Schweden bedeutet! In feierlicher Prozession ziehen die hohen Gäste, Regierungsmitglieder, Militärs, Bischöfe, dann Rektor und Dekane, gefolgt von den angehenden Doktoren und vom Lehrkörper von der Universität in die Domkirche. Die Glocken läuten, Kinder streuen Blumen. Unter feierlichen Zeremonien wird die Promotion vollzogen. Jeder Doktorand wird einzeln auf den Chor gerufen, wo ihm vom Dekan das Diplom überreicht, der goldene Doktorsring angesteckt und — während jedesmal die vor der Domkirche aufgestellte Batterie ihre Geschütze abfeuert — der Doktorhut bzw. den Philosophen der Doktorkranz aufgesetzt wird. O. O.

Photo Grothen, Lund





CARL LARSSON: *Die Frau des Künstlers, Radierung. National-Museum Stockholm*

Bemerkungen zu ein paar schwedischen Malern

Viele Verfasser haben sich bemüht, eine Charakteristik der typisch schwedischen Kunst zu geben; aber eine richtig treffende Formulierung vermochte keiner zustande zu bringen. Für ein kleines Land wie Schweden, das an der Außenkante des europäischen Kulturkreises gelegen ist, und mit einer materiellen Unterlage seiner Kultur, die zumindest in den früheren Jahrhunderten bedeutend schwächer war als die der zentralen Großmächte, ist es verständlich, daß die Impulse, die dorthin vom Auslande kamen, sehr viel bedeuteten. Schon aus den archäologischen Funden kann man diese künstlerisch stimulierenden Wirkungen herauslesen, die der Import von außen bedeutete, und dieses Verhältnis hat sich fortgesetzt und besteht noch immer. Aber bei wiederholten Gelegenheiten hat dieses, aus dem Auslande kommende, Stimulans ein selbständiges einheimisches Schaffen von Charakter und Qualität ausgelöst, und alle ausländischen Ideen und Techniken sind bei der Umpflanzung in das schwedische Milieu im Laufe der Jahrhunderte ständig verändert oder geändert worden. Am deutlichsten konnte das bei der Architektur geschehen, wo ja das Klima seine bestimmten Forderungen stellt. Der nordische Winter erzwang eine größere Einfachheit, Geschlossenheit und Schwere in den Bauwerken im Vergleich mit dem, was sich die Architekten im Süden erlauben konnten.

Aber eine einfache Geradheit, eine ernste Geschlossenheit, welche den Reichtum der Formen verschmäht und sich weigert, einer festlichen Offenheit sich auszuliefern, vermeint man auch in einem Zusammenhange zu spüren, wo die praktischen Möglichkeiten andere Verhältnisse zugelassen hätten: in den freien Künsten und im Kunsthandwerk. Man hat daher in den genannten Eigenschaften, in die sich die schwedische Kunst oft freiwillig einhüllt, irgend etwas sehen wollen, was mit dem schwedischen Volkscharakter in Zusammenhang zu bringen ist. Aber keine Regel ist ohne Ausnahme, und man kann bei den einzelnen schwedischen Künstlern sowohl eine reich blühende dekorative Pracht finden als auch eine spontane Lebensfreude.

Die treibenden Impulse, die ein Aufblühen der einheimischen Kunst auslösten, kamen in den späteren Jahrhunderten im allgemeinen sowohl aus Frankreich als auch aus einem großen Teil des übrigen Europa nach Schweden. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erlebten wir eine französisch inspirierte Blütezeit, und etwa ein Jahrhundert später gaben die französische Freiluftmalerei und der radikal moderne Impressionismus einen Ansporn, der das schwedische Kunstleben in seiner Ganzheit auf ein Niveau brachte, wie es früher nie erreicht worden war. Dutzende begabter Maler, an denen Schweden gerade um diese Zeit reich war, erhielten ihre tiefsten Eindrücke während ihrer französischen

◄ ANDERS ZORN: *Badende Mädchen in Dalekarlien. National-Museum Stockholm*

Lehrjahre um 1870—1880, die sie aber nun nicht etwa zu französischen Epigonen machten, sondern ihnen die technische Schulung gaben, eine künstlerische Gestaltung der schwedischen Natur und des schwedischen Volkes zu schaffen, welche uns selbst als besonders national geprägt erscheint, auch wenn es schwer ist, um nicht zu sagen unmöglich, in Worten zu erklären, worin diese Eigenart besteht.

Die Künstler dieser Generation waren von dem brennenden Wunsch beseelt, Instrument zu werden für die tiefsten Empfindungen und Erlebnisse des eigenen Volkes. Besonders um 1890 und in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts war dieses nationale Programm vorherrschend, sowohl für bildende Künstler, als auch für Schriftsteller. Unter den Künstlern dieser Jahre gab es einen, der von Anfang an eine besondere Aufmerksamkeit erregte, vielleicht zunächst durch die Sonderstellung seiner Geburt: Prinz Eugen, der jüngste Sohn des damals regierenden Königs Oscar II. Später wurde er allerdings, in der langen Zeit, die zu arbeiten ihm vergönnt war, bis zu seinem Tode im Jahre 1947, immer mehr als Künstler anerkannt, ohne jeden Nebengedanken an seine soziale Stellung. Seine Landschaftskunst war getragen von einer lyrischen Stimmung mit unmißverständlichem nordischem Ton, die völlig von allen verstanden wird, welche selbst die blauen Sommernächte, die menschenleere Stille in einem schwedischen Walde oder den leichten Morgennebel über den Wassern Stockholms erlebten. Was er als der loyalste unter den Kameraden und der anspruchsloseste unter den Mäzenen für den gesamten Künstlerkreis bedeutete, das zeigen und beweisen außer der großen Kunstsammlung in seinem Waldemarsudde und außer einer großen Anzahl Monumental-Ausschmückungen in öffentlichen Gebäuden, die auf seine Kosten zustande kamen, auch die persönlichen Erklärungen von Künstlern verschiedenster Altersgruppen und künstlerischer Richtungen, die man bei seinem Tode vernommen hat.

Zur selben Generation wie Prinz Eugen und zu seinen persönlichen Freunden gehörten unter anderen Carl Larsson und Anders Zorn. Wenn Prinz Eugens französischer Ausgangspunkt in Puvis de Chavannes irgendwie auf monumentale Zusammenfassung hinzielender Kunst gesucht werden kann, so zielte Zorn mehr auf das künstlerische Ideal, das in einer Analyse von Farb- und Licht-Phänomenen ein Mittel sah, ein Bild in einer freieren und spontaneren Art lebend zu machen, als das frühere Epochen gewagt oder gewollt hatten. Ein radikaler Künstler war er jedoch nie. Er nahm gerade so viel vom impressionistischen Lichteffekt und illusionistischen Realismus auf, wie seine frisch-sinnliche Malerfreude zur Wiedergabe von üppigen Nacktmodellen und eleganten Porträts oder pittoresken Schilderungen des Volkslebens gebrauchte. Carl Larsson wählte in seiner Jugend ungefähr denselben Weg wie Zorn, aber gegen Ende des Jahrhunderts erfuhr sein künstlerisches Ideal eine deutliche Veränderung. Die weiche, modellierende Lichtflut wurde als tragendes Element seiner Kunst abgelöst von der zeichnerischen

ALBERT ENGSTRÖM: *Zeichnung. National-Museum Stockholm*





PRINZ EUGEN: *Waldemarsudde, Blick auf Stockholm.* *Galerie Waldemarsudde*

Linie. Der Rhythmus der Konturen bekam während des ersten Dezenniums des 20. Jahrhunderts einen immer mehr zeitbetonten Jugendstilcharakter. Carl Larsson wirkte auch in hohem Grade inspirierend auf die dekorative Kunst und das Kunsthandwerk seiner Zeit. Larssons säuberliche Flächen-Ornamentik hat ihre Wurzeln sowohl in schwedischer Allmoge-Tradition als auch in einer von außen kommenden, Morris-inspirierten Schwärmerei für dekorative Stilisierung der Detailformen in der Natur. Diese Einflüsse haben ihren Stempel auf die Aquarelle und Radierungen mit den Motiven aus dem Heim des Künstlers in Dalarna gesetzt, welche mehr als alles andere Carl Larsson einen Sonderplatz im Herzen des schwedischen Volkes gegeben haben. Der liebenswerte, erfrischende Reiz, der besonders seine Interieur-Schilderungen charakterisiert, gibt einen Widerschein von der sauberen Eleganz, welche die gustavianische Blütezeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts kennzeichnete, zugleich ahnt man die Hochkonjunktur des Handwerks der zwanziger Jahre voraus, die vom Auslande «swedish grace» getauft wurde. Carl Larssons Landsleute sehen in ihm eine reine Verkörperung Schwedens.

Wenn aber ein Schwede gebeten wird, für ein ausländisches Publikum irgendwelche Kunstwerke zu nennen, die besser als irgend etwas anderes die Besonderheiten seines Landes zeigen, so fällt seine Wahl doch nicht auf eine der Arbeiten dieser Meister, sondern auf den Maler Carl Wilhelmson. Dieser Fischersohn von der schwedischen Westküste gibt das Einfache, Herbe, Geschlossene und Leise, das immer zum schwedischen Leben gehört und früher noch mehr gehörte — bevor die modernen Beförderungs- und Bildungsmittel die Einsamkeit der ländlichen Gegenden durchbrach. Seine Menschenschilderung ist vollkommen ungeschminkt, sein Realismus schwer und solid wie schwedischer Granit. Sein Kolorit ist kräftig, klar und etwas trocken, auf die gleiche Art, wie der Durchschnitts-Schwede eckig, aber zuverlässig ist. Aber trotz der Handgreiflichkeit der Schilderung und der bewußten Reizlosigkeit des artistischen Vortrages weilt über Wilhelmsons Gemälden ein Ton von lyrischer Stille und Wehmut, die wir wiedererkennen in Prinz Eugens nach Form und Inhalt ganz anderem Kunstwerk. Es ist ein Ton, der in der schwedischen Musik erklingt und wiederklingt in schwedischer Dichtung, der unauflöslich verbunden ist mit schwedischer oder, vielleicht richtiger, nordischer Eigenart, ob auch diese Melodie, je nach den verschiedenen Künstlertemperamenten und -generationen, stärker oder schwächer tönen mag.

Gertrud Serner







Schwedische Anekdoten

VON ALVAR ÖBERG

Als einmal ein französischer Diplomat sich einer Gruppe dänischer und schwedischer Standespersonen auf der Terrasse eines Schlosses in Südschweden zugesellte, wurde er mit der Frage empfangen, welches der skandinavischen Länder er vorziehe. «Schweden, weil man da die herrliche Aussicht auf Dänemark hat», meinte er und zeigte über die schillernde Fläche des Sundes auf das Land mit den weichen Farben.

—

Wachsen die Kinder auf den schwedischen Landgütern manchmal in großer Einsamkeit auf, so ist ihr Leben um so reicher an unmittelbaren Eindrücken. Der Winter mit seinem Eis und Schnee kommt und geht, der rhythmische Flötenton der ersten Zugvögel schwingt durch die Stille, die Nächte werden hell, die Früchte reifen, und alle Tage bringen neue Begebenheiten mit sich, bis schließlich die Dampfdreschmaschinen ihre Herbstmelodie summen. «Junge, was hast du am liebsten von allem?» — «Vater, ich weiß nicht, vielleicht möchte ich ein Landstreicher sein.» — «Schäm dich, Junge!» — Oder ist es so, daß gerade der Vagabund die Natur des Landes verkörpert?

—

Hering-Bengt war ein Sonderling in der kleinen Hafenstadt. Er war lang und mager, war immer in Eile, und er lächelte auch, wenn er böse war. Seine Stimme glich dem Ton des Windes in der Takelung der Schiffe. Er flatterte vielmehr, als daß er durch die Gassen lief, und Kinder spielten mit ihm wie mit dem Winde selbst, bis er sie zornig wegjagte. Einmal traf ihn aber ein junger Referendar bei einer Besichtigung im Gefängnis, ihn, den Hering-Bengt seiner Kindheit: «Aber Bengt, warum sitzest du hier?» — Sein Lächeln war verschwunden und seine Stimme klang betrübt: «Ich kann nicht hinaus.»

—

Die kleinen, soliden, weißen Häuser auf den äußersten Schären sehen in dem grellen Lichte am Meere wie frisch gewaschen aus, und an der Leeseite versuchen sich kleine Gärten an einem Dasein. So wie die Gegend ist, sind auch die Bewohner. «Was macht Ihr hier die langen Abende, wenn der Eisgang monatelang allen Verkehr unmöglich macht?» — «Oh, wir sitzen da und denken.» — «An was denkt Ihr?» «Ja — vielleicht sitzen wir eigentlich nur.»

—

Es kommt einem manchmal vor, als ob die Vergangenheit sich in Schwedens tiefe Wälder zurückgezogen hätte. An einem See liegt das weiße Herrenhaus, umgeben von den roten Wirtschaftsgebäuden und Bauernhütten, genau wie vor fünfhundert Jahren, und am Ufer steht noch Odins Opferstein neben alten Grabhügeln. Bei der Besichtigung des Waldes blieb einmal eine kleine Gruppe Männer vor einer großen Eiche stehen. «Die soll auch gefällt werden», sagte der Gutsherr. «Hier ist niemand, der den Baum anrühren wird», erwiderte ein Bauer. «Wieso?» — «Darin wohnen Geister, auch Ihr Herr Vater, und wer diesen Baum verletzt, den holt die Krankheit oder noch Schlimmeres...» «Solche Dummheiten! Gib mir eine Axt!» verlangte der Gutsherr. In demselben Augenblick fiel ein großer, schwerer Ast herunter, gerade vor seine Füße. — Die alte Eiche lebt noch heute.

Noch erzählen die Alten mit Wehmut von der Kleinstadt ihrer Jugend: dort pflegte Mamsell Borg von ihrem Fenster aus alle vorbeigehenden Mägde auszufragen; dort wußte man, daß Assessor Holm mit einer Angelrute Salzheringe durch das Gitter des Nachbarkellers fische, daß eine Katze in der Speisekammer der Frau von Nobel verhungert sei und daß Baron Stolz an der königlichen Treibjagd teilgenommen habe. Dieser jedoch hatte sowohl die Flinte wie die Munition von seinem Freimaurerbruder, dem Eisenhändler, geliehen. Der Eisenhändler wiederum hatte, da er den Geiz des Edelmannes mißbilligte, selbst die Flinte geladen — mit Feuerwerkskörpern. Der Baron, hieß es, sei von der Jagd sehr niedergeschlagen nach Hause gekommen.

—

«Möchte Er mitfahren?» Jeder müde Fußgänger hört gerne solche Worte, und der Geistliche, der sich einmal in den Gegenden der Gösta-Berling-Sage noch ziemlich weit von zu Hause befand, sagte nicht nein zu diesem Anbieten und kletterte hinauf zu der Bauernfrau in dem zweirädrigen Karren. «Es ist wohl nicht der Herr Vikar, den ich im Wagen habe?» erkundigte sich bald die Frau. «Ich bin es gewesen», war die kurze Antwort. «Hm, es kann wohl nicht der Herr Pfarrer selbst sein?» — «Ich bin es gewesen», und nach langem Zögern: «Der Herr Dompropst ist es wohl doch nicht?» — «Ich bin es gewesen.» Jetzt bekam aber der Gaul einen Peitschenhieb und antwortete auf Pferdeweise, und die Frau brummte: «Ja, der Schnaps hat manches Leben zerstört.» Daß sie den Bischof kutschierte, konnte sie sich ja nicht vorstellen.

—

Die Enkelkinder Gottes, wie man oft in Schweden die Kinder der Geistlichen nennt, sind nicht immer leicht zu erziehen. Einer der zähesten Streite, den Frau Pastor mit ihren drei Knaben auszukämpfen hatte, galt der Kleidungsfrage. Alle Bauernbuben in der Gegend hatten zwei Löcher in ihren Hosen gerade dort, wo man sitzt, und gegen diese gute Sitte wollten die Jungen des Pfarrers nicht verstoßen. Jeden Abend kamen sie herein mit Löchern in den Hosen, und am nächsten Morgen waren die Kleidungsstücke geflickt. Eines Morgens lagen aber neue, mit Hirschleder verstärkte Hosen neben ihren Betten. Zunächst schien der Kampf verloren zu sein, aber ein Bub wußte schließlich Rat. Hinter dem Viehstall befand sich ein großer drehbarer Schleifstein. Auf dem kann man sitzen, während ein Freund den Stein dreht. Am Abend kamen die drei Jungen glückstrahlend mit den Löchern in ihren Hosen zurück.

—

«Die Gegend ist schön, aber so langweilig, daß alle besseren Züge geschwind vorbeifahren; nur hin und wieder hält ein Güterzug am Bahnhof, aber sogar der erst nach langem Zögern», so schrieb ein älterer Student von seiner Sommerfrische auf dem Lande.



◂ *Im Hafen von Göteborg. Kohlenarbeiter aus einer Braunkohlengrube in Südschweden. Zündholzfabrik in Lidköping.* Photos Geller

Zeit ist's zu raunen ...

VON OTTO OBERHOLZER

Eines leisen Schauers wird sich der Mensch kaum je erwehren, wenn er den Runen, jenen uralten Zeugen einer längst verschollenen Zeit, gegenübersteht. Allen Schriftzeichen aus fernabliegenden Epochen, Hieroglyphen, Keilschrift, Runen usw., wohnt für uns Spätgeborene ein Zauber des Ursprünglichen, Verhüllten, Geheimnisvollen inne. Aber der um Erkenntnis ringende Geist macht auch vor diesen Rätseln nicht halt, er will auch den Runen ihre Geheimnisse entreißen, und er hat hier schon vieles, aber bei weitem nicht alles, zuwege gebracht. Zugleich läßt sich schon bei einem flüchtigen Blick auf die ziemlich reiche Runenliteratur auf reizvolle, aber auch bedrohliche Weise der Verlauf der Geistesgeschichte unseres Zeitalters ablesen.

Alles an den Runen ist dunkel, schon das Wort «Rune» selbst ist in seinen begrifflichen Beziehungen unklar und war Gegenstand abenteuerlichster Assoziationen. Daß «Rune» mit «raunen» und «Alraun» zusammenhängt, scheint gesichert. Aber früher bezog man auch das Wort «Raune» (verschnittener Hengst) ein, und weil man die Runen «ritzte» — was sich noch im englischen «to write» widerspiegelt —, wurde es zusammengestellt mit «Rinne» oder «Runse»; und besonders köstlich nimmt sich die Etymologisierwut der Sprachgelehrten zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus, die hier sogar auf «grunzen» gefallen sind. Alt, uralt sogar, ist das Wort sicher, es bedeutet ursprünglich «geheime Beratung» und in der angelsächsischen Form «runstaef» eben Buchstabe. «Buchstabe» selber hängt eng mit der Runenverwendung zusammen, denn diese wurden offenbar zuerst in Holz, und zwar in Buchenholz, eingeritzt und bestanden der Beschaffenheit des Materials wegen zumeist aus senkrechten und schrägen, nämlich den Fasern zuwiderlaufenden Strichen. «Stab» in der Bedeutung von «litera» führte über das Altisländische auch zu unserem «Stabreim», was wiederum mit den Runen zusammenhängt. Denn diese waren nicht nur zu einfachen Mitteilungen, sondern auch zu mantischen Zwecken bestimmt. Aus Stäbchen mit Runenzeichen, mit denen, wie bei den Buchstaben des griechischen Alphabets, Namen verknüpft sind und die darüber hinaus Zeichen für Begriffe oder stabreimende Begriffsketten darstellen, wurde die Zukunft gedeutet — erraten, was noch im englischen «to read», aber offensichtlich auch im deutschen «lesen» durchschimmert. Aus dem Haufen der sogenannten Loshölzer nämlich «las» der germanische Priester aufs Geratewohl einige zusammen, deren Runen mit den dazugehörigen Begriffen eben prophetische Bedeutung haben sollten.

Die Herkunftstheorien sind so mannigfaltig wie nur denkbar. An erster Stelle steht auch hier das Land der meisten Runendenkmäler, Schweden (ungefähr 2500 bis jetzt, gesammelt in dem bereits viele Bände umfassenden Prachtwerk «Sveriges runinskrifter»). Hier wurden erstmals systematisch Runen gesammelt, schon im 16. Jahrhundert, und der schwedische Erzbischof Johannes Magnus († 1545) stellte damals kurzerhand fest, daß die Runen «vor oder kurz nach der Sündflut» entstanden seien. Schwedische Forscher des 18. Jahrhunderts wagten genauere Angaben; nach ihnen fällt die Entstehungszeit auf das Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. Erst als sich auch die deutschen Forscher der Frage bemächtigten — allen voran der rastlose Wilhelm Grimm —, kam man anfangs des kritischen, vorbehaltsameren 19. Jahrhunderts zu näherliegenden Lösungen. Bei der Vergleichung der verschiedenen Runenalphabete mit andern alten Schriftsystemen zeigten sich nämlich auffällige Aehnlichkeiten. So leitete man die Runen zuerst aus dem griechischen Alphabet ab, und die ältesten, sicher datierbaren nordischen Runeninschriften auf Schmuckstücken und Steinen sollten — so stellte man jetzt fest — aus den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. stammen, wobei die westgermanischen Inschriften wesentlich jünger sind. Die Blüte fällt im Norden erst in die Wikingerzeit.

Gegen die Jahrhundertwende und bis in die neueste Zeit hinein sind auch die Erkenntnisse von Germanisten wie Grimm und Sievers weiter vertieft und berichtigt worden, auf deutscher Seite freilich auch in mehr als zweifelhafter Richtung. Der Däne Wimmer, einer der führenden Runologen, sah die Runen aus der lateinischen Kapitalschrift entstanden, die Schweden B. Sahlin und O. v. Friesen leiteten sie aus einer volkstümlichen griechischen Schrift ab, die von den Goten am Pontus zu Runen umgestaltet worden sei. Ihnen traten wiederum andere entgegen, indem sie die neuentdeckten norditalienisch-etruskischen Lautzeichen als Voraussetzung des Runenalphabets erkannten. Dieses sollte vom Südalpenfuß, von einem südgermanischen Stamm ausgehend, über Rhein, Nordsee, Jütland nach Skandinavien gewandert sein. Daß im Süden, also im Entstehungsgebiet, keine oder nur sporadisch Runen gefunden werden, wird mit der Tatsache erklärt, daß damals eben noch in das vergängliche Material, das Holz, geritzt worden sei. Die Süd-Nord-Bewegung, die als gesichert gelten muß, wird bei allen diesen Theorien vorausgesetzt.

Im 20. Jahrhundert geht eine Gruppe von deutschen Wissenschaftern eigene Wege. Sie wollte — im Rahmen «Mythos des 20. Jahrhunderts» — autochthone Entstehung der Runen auf germanischem Boden wahrhaben. Abwegig und verfehlt müssen alle jene abstrusen und heute mit ihrem Anlaß schon wieder in sich zusammengebrochenen Hypothesen bezeichnet werden, welche — die bisherigen Ergebnisse auf den Kopf stellend — gerade die Runen als ältestes Alphabet der Welt darstellen wollten, von dem sich die südeuropäischen Zeichensysteme, das ehrwürdige griechische Alphabet zum Beispiel, ja gar die ägyptischen Hieroglyphen abgeleitet hätten. Das ist Hakenkreuzromantik, und die wahnwitzige, fürchterliche Mißdeutung der alten «Sieg»-Rune in der Bildung SS steht uns für immer ins Gedächtnis gebrannt. Dagegen hat die moderne deutsche Auffassung der Fachleute viel für sich, die einer Synthese das Wort reden, derart, daß wohl der Großteil der Runen südlichen Vorbildern entstamme, daß aber einige auf die Weise nicht erklärbare Zeichen auf ältere germanische Sinnbilder aus magischkultischem Gebrauch zurückgehen.

Ohne solche Ausbüge, aber eigenwillig trotzdem, entwickelt sich die schwedische Runenforschung, die an die Namen Sigurd Agrell und Ivar Lindquist geknüpft ist. Agrell legte vor rund 20 Jahren erstmals eine Theorie vor, die sich nicht so sehr mit historischen, sondern mit

Rechts: Runenstein von Stav im Kirchspiel Roslagskulla. Einer der schönsten und künstlerisch wertvollsten Runensteine der an solchen Monumenten ungemein reichen Provinz Uppland. Er ist von dem im 11. Jahrhundert arbeitenden Runenmeister Fot geritzt und mit seinem Namen signiert. Die Inschrift lautet in Uebersetzung: «Ingiöy (Frauenname) ließ diesen Stein errichten in Erinnerung an ihren Vater, Gärdar» (auf einem fehlenden Stück hat möglicherweise gestanden: und an ihren Mann, Dan). «Dan und seine Brüder waren die Söhne von Kolsvein (Mannesname). Fot hat die Runen geritzt.» *Staatlich historisches Museum Stockholm.*





phänomenologischen Problemen befaßte, nämlich mit der Deutung der in den Runen verborgenen Buchstaben- und Zahlenmagie. Vorbilder für diese findet er in den Religionen der römischen Kaiserzeit, vor allem im Mithraismus und seinen astrologischen Zahlenmysterien. Agrells Hypothese fußt auf einer genialen Entdeckung. Er versetzte nämlich den ersten Buchstaben des in den Denkmälern überlieferten Alphabets an dessen Ende und gelangt nun bei fortlaufender Numerierung der Zeichen zu den verblüffendsten Zahlenverhältnissen in den Inschriften, ein Umstand, der natürlich nicht zufällig sein kann. Die überlieferte unrichtige Anordnung des Alphabets führt Agrell auf bewußte Verschleierung zum Zwecke der Geheimhaltung der magischen Qualitäten zurück. Für Agrells Hypothese spricht sehr vieles, einmal die feststehende ursprüngliche Ordnung des Alphabets, ferner die vom sprachlichen Standpunkt aus oft schwer erklärbaren Abweichungen oder Auslassungen im Text, und schließlich die glatte Auflösung bisher unverständlicher magischer Buchstabenfolgen, wie zum Beispiel «aaaaaaaa» oder «alu», die jedesmal den Zahlwert 24 ergeben (A = 3. Buchstabe in Agrells esoterischem «uthark»-Alphabet, L = 20., U = 1.), was erstaunlicherweise auch den Wert der 24. Rune, der F-Rune («Vieh», Besitz, Hausgut) ausmacht. In diesem Standardbeispiel handelt es sich also offenbar um Beschwörungsformeln, die Bereicherung bezwecken.

Agrell seinerseits baut teilweise auf Entdeckungen des Lunder Runologen Lindquist auf, der als erster den rhythmischen Geheimnissen in den magischen Runentexten auf die Spur kam und sie ähnlichen Erscheinungen in der übrigen altgermanischen Literatur gegenüberstellte. Die Runenforscher sind heute aktiver denn je, bald werden die Schweden mit neuen Hypothesen von grundsätzlicher Wichtigkeit, die man aber noch als Geheimnis behandelt sehen will, an die Oeffentlichkeit treten.

Die Goldene Zeit — so hat man oft die Epoche in Schwedens Vorgeschichte genannt, die sonst die Völkerwanderungszeit heißt (etwa 400—550 n. Chr.). Und mit Recht. Denn niemals — weder früher noch später — kommen Gegenstände aus Gold in solcher Menge in den Ausgrabungsfunden vor. Während der vorangehenden Zeit fanden sie sich hauptsächlich in den Gräbern, jetzt bilden sie Schatzfunde. Der größte in Schweden gefundene Goldschatz dieser Periode hatte ein Gewicht von etwa zwölf Kilogramm. Man findet schwere Goldhalsringe mit oder ohne Scharnier, weiter eine Menge scheibenförmige Anhänger, sogenannte Goldbrakteaten. Die ersten dieser Gattung stammen schon aus dem 4. Jahrhundert und sind als barbarische Nachahmungen von Goldsolidi mit dem Kaiserporträt zu betrachten, sie entfernen sich dann immer mehr von den Vorbildern und kommen noch in der Wikingerzeit in gewissen Teilen von Schweden vor. Besonders charakteristisch für die schwedische Völkerwanderungszeit sind aber die oft spiralförmig gelegten Goldstäbchen, auch Barren, die in sehr großer Anzahl existieren und als Bezahlungsmittel gedient haben. Ein Schatz, fast ausschließlich aus solchem Bezahlungsgold bestehend, ist in der Provinz Västergötland gefunden worden und wiegt mehr als sieben Kilogramm.

Wie kam denn dieser Goldreichtum hieher? War er das Resultat von Raub und Plünderungen während des großen Völkerringens auf den kontinentalen Schauplätzen, oder ist er in friedlicher Weise hieher gebracht — durch Kaufmannsfahrten oder als Lohn für Dienste, die die nordischen Kondottieri dem römischen Kaiser oder anderen Fürsten geleistet haben? Wir wissen es nicht. Eine Menge der Gegenstände gibt aber selbst Klarheit über ihren Ursprung. So muß zum Beispiel ein Fingerring mit einem eingefaßten Karneol und einer griechischen Inschrift darauf, die «Glück — Wohlergehen» bedeutet, aus dem östlichen Teil des römischen Kaiserreiches stammen und kann möglicherweise durch die am Schwarzen Meer ansässigen Goten zu ihren nordischen Stammesverwandten vermittelt worden sein. Gewisse Halsringe sind ihrer Form nach auch östlichen Ursprungs, andere Gegenstände sprechen von einem weiter westwärts gelegenen Entstehungsort. Ein großer Teil der Goldgegenstände ist jedoch im Norden angefertigt worden, so zum Beispiel die schlangen- und schweinskopfförmigen Armringe und die Brakteaten, die in einigen Fällen von beträchtlicher Größe sein können. Die Gegenstände unzweideutig nordischen Ursprungs zeigen, daß Schweden zu jener Zeit geschickte Goldschmiede hatte, die, obwohl von den Kunstströmungen auf kontinentalem Boden nicht unberührt, doch ihr eigenes Stilgefühl beibehalten und entwickelt haben.

D. S.

Links: Goldfunde aus der schwedischen Eisenzeit, Staatlich historisches Museum Stockholm. — Halsring und Fingerring, gefunden in Södermanland und Uppland. Mundblech einer Schwertscheide, Berlocke und zwei Goldbrakteaten, gefunden in Södermanland, Västergötland, Gotland und Östergötland. Armring und zwei kleine Beschlagstücke, gefunden auf Gotland und in Västmanland.

Eine Hand voll Daunen

NOVELLE VON SIGFRID SIWERTZ

Ganz weit draußen im Meer lagen die kleinen Inseln Skälbottna und Albottna, die durch stürmische See von Kirche, Gendarm und Kaufläden meilenweit getrennt waren. Eigentlich war es nur *eine* Insel, geteilt durch eine schmale, seichte Wasserrinne, die sich nach und nach zu einem meterbreiten Schilfstrich mit einem Brettersteg darüber verengte.

Auf der einen Seite dieses Steges lag Nordins Hütte, auf der andern die des Öberg, und auf jeder Seite nach dem Wasser zu hatten sie Boote und Schuppen.

Die beiden Alten lebten in leidlich nachbarlicher Eintracht, die sich bisweilen zur Vertrautheit erwärmte, wenn die Schnapsflaschen für die Feiertage geholt wurden. Sie halfen einander, wenn es nötig war, und machten gute Tausche, denn Öbergs Albottna hatte bessere Weide und besseren Acker, während das reichste Fischwasser und die besten Fischinseln Nordin auf Skälbottna gehörten.

Eines schönen Maitages trafen sich nun die Alten an der Wasserrinne und schritten, jeder auf seiner Seite, im Gespräch den glatten gangbaren Felsenplatten entlang, die die Grenze ihres Besitztums umsäumten. Den ganzen Frühling über war es sehr trocken gewesen, und ihre Stimmung war wohl von Anfang an nicht die beste. Während sie nun da so herumtrotteten und über das Wetter stöhnten, sahen sie plötzlich auf einem Stein mitten in der Wasserrinne ein Eidernest. Die Schären hatten aus irgendeinem Grunde in dieser Gegend sehr wenig Eiderenten.

Nordin war zuerst da. Er war immer der erste. Nun war er auf einen Stein an der Wasserkante hinausgeklettert und stand mit Fischschuppen im Bart und Teer an den Hosen da und guckte mit blinzelnden Augen nach den Eiderdaunen.

«Das kommt mir wie gerufen», murmelte er. «Luise will gerade mein Kopfkissen umstopfen.»

Aber jetzt kam Öberg auch heran. Er war schwerfälliger und bäurischer.

«Wie kannst du behaupten, daß die Daunen dir gehören», sagte er.

Die Eiderente steckte ihren Kopf aus dem Nest heraus und guckte unruhig vom einen zum andern.

«Das kann ja ein Kind sehen, daß der Stein auf meiner Seite liegt», schnauzte Nordin.

«Nein, das kann ich nicht finden», maulte Öberg.

Zum Unglück lag der Stein mit dem Nest gerade mitten in der Rinne. Aber von jeder Seite sah es so aus, als ob er zu ihr gehörte. Und nie sind Leute für sich selbst und andere so gefährlich, wie wenn sie felsenfest davon überzeugt sind, daß sie recht haben.

«Du bist ein entsetzlicher Dickkopf», schrie Nordin, «aber so viel begreifst du wohl, daß dieser Stein mir gehört!»

«Nee, das begreife ich gar nicht», brummte Öberg. «Mir gehört er natürlich, und diesmal mußt du deine Finger davon lassen.»

So war der Streit im Gange. Anfangs standen beide dicht an der Wasserrinne; aber sowie das Geschimpf lauter wurde, zogen sie sich instinktiv mehr zurück, um nicht die Eiderente zu verscheuchen, im Unterschied zum gewöhnlichen Streit, wo man sich immer heftiger zu Leibe rückt. Aber damit der andere alles gut hören und man ihm richtig Bescheid sagen konnte, mußten sie immer lauter schreien, und Leute, die in der Einsamkeit gewohnt sind, wenig und nur leise zu sprechen, werden durch so ein Brüllen zu noch größerer Wut gereizt. Und in der Wut kam mit einem Male all das heraus, was früher um des lieben Friedens willen heruntergeschluckt und unterdrückt worden war. Es fing mit ein paar Rudern an, die Öberg sich geliehen hatte und die zerbrochen zurückkamen; aber da hatte Öberg sofort eine Heugabel zur Hand, an die er einen neuen Griff machen mußte, nachdem Nordin sie in den Pfoten gehabt hatte. Und dann waren es die Strömmingswalle*, die nur siebzig anstatt achtzig Strömminge faßten, und die Satten Milch, die blau wie ein Kalbsauge waren und ganz nach Kellerwasser geschmeckt hatten. Und als man auf diese Walze gekommen war, war es nicht mehr weit, bis man sich gegenseitig Dieb und Schwindler nannte. So weit waren sie gekommen, als sich die Eider plötzlich mit großem Flügelschlag erhob und dem offenen Meere zustrich.

Dann rückten die Alten wieder hastig einander näher, aber stritten trotzdem immer noch laut und hörten nicht eher auf, als bis sie einander Todfeindschaft geschworen und sich gegenseitig in die Hölle gewünscht hatten.

Als nichts mehr hinzuzufügen war, gingen sie mit großen Schritten ein jeder in seine Hütte. Aber das war ein Streit wie jeder andere und hätte sich wohl schließlich beilegen lassen können, wenn nicht dem Männergezänk das Weibergeschrei gefolgt wäre. Wie sonderbar doch! Kurz vorher hatten die Weiber von nichts anderem als guter, nachbarlicher Eintracht gewußt; aber nun waren sie gleich dabei, ihre kochende Wut aneinander auszulassen. Es ist so, daß Weibervolk nicht ohne Klatsch leben kann, und nun wurde alles herausgekramt, was der Männer frühere Freundschaft zurückgehalten hatte. Luise, Nordins blöde Magd, stachelte ihren Patron mit allerlei Nachteiligem auf, was Öberg und seine Christine hinter seinem Rücken gesagt hatten — etwa, daß Nordin Pech an den Fingern haben müsse, da alles an ihnen kleben bleibe. Und dieses verleumderische Wort aus einer friedlichen Vergangenheit war wie ein schreckliches Gift und reizte Nordin noch mehr als neulich der offene Streit. Zu Hause bei Öbergs wußte die lahme Christine, die seit zehn Jahren an ihr Bett gefesselt war, doch bewundernswert viel von Nordins böser und verächtlicher Nachrede — etwa, daß Öberg, verglichen mit seinen Kühen, aufs Maul gefallen und daß sein Verstand nicht halb so groß wie sein Appetit sei. Und an Christines Ton, wenn sie alles erzählte, konnte man hören, daß sie Nordin nicht ganz unrecht gab. So trampelten die Alten den ganzen Tag über wie auf heißem Eisen herum, und der Bärentanz endete damit, daß beide wie auf ein gegebenes Zeichen mit dem Beil in der Faust zur Brücke stürzten und sie zwischen sich abbrachen. Öberg nahm vier Bretter heraus und Nordin vier; denn sie hatten sie ja zur Hälfte gebaut! So war die Verbindung abgebrochen, und nun waren Albottna und Skälbottna *zwei* Inseln mit dem großen stürmischen Meer des Hasses dazwischen.

Die erste Zeit über lag etwas Feierliches und Weihevolles darin, in großer Feindschaft zu leben und sich selbst genug zu sein. Öberg ging selbst zur Wiese hinunter und melkte seine beiden Kühe (was Luise früher für ihn gegen eine halbe Kanne Milch am Tage getan

* Wall: Niederdeutsches Maß für 80 Stück.

hatte). Er fand, daß die Kühe Lisa und Rosa ihm nunmehr auf ganz andere, zuverlässigere Weise gehörten, ihm, Lars Emanuel Öberg. Und Nordin mußte Luise beim Fischen mit sich nehmen, um zu rudern. Sie ruderte weiß Gott nicht so gut wie Öberg, denn ein Kerl ist doch ein Kerl, aber dafür war Nordin nun Patron und konnte kommandieren, wie er wollte, und brauchte sich nie aus Höflichkeit und Wohlerzogenheit das Maul zuzukleben.

Das war die Zeit der aufgeblasenen Selbstgenügsamkeit, aber danach kamen bald schreckliche Rückschläge zu Wasser und zu Lande. Nordin und Öberg hatten früher einander gute Dienste geleistet und im großen und ganzen Seite an Seite gegen eine karge Erde und ein unberechenbares und gefahrvolles Meer gekämpft. Nun war es Schluß damit und sie standen einsam übermächtigen Feinden gegenüber.

Als Johanni vorbei und das Heu geschnitten war, thronte Öberg hoch oben auf der Heufuhre und knallte auf seinem alten Klepper herum und blickte mit teuflischem Triumph auf den armseligen Nordin herab, der mühsam mit seiner Luise zusammen sein Heu auf Stangen hereinschleppen mußte. Aber später, als die Kartoffeln gehäufelt wurden, bekam Nordin eine erbärmliche Genugtuung, denn Öberg besaß keinen Kartoffelpflug, sondern mußte mühsam mit dem Spaten in der Hand das machen, was vorher spielend leicht mit des einen Pferd und des anderen Gerät geschehen war.

War Öberg zu Lande überlegen, so hatte Nordin dafür seine Triumphe auf dem Meer. Nicht nur, daß Öberg nun vom besten Fischwasser abgeschnitten war, nein, er hatte es auch schwer, mit dem Kahn allein fertig zu werden. Wurde das Wetter schlecht, so konnte Nordin weit hinausfahren, um zuzusehen, wie Öberg ganz allein in dem treibenden Kahn die Netze zerrissen und voller Tang heraufziehen mußte.

Es kam zum Schluß so weit, daß der eine zu Lande und der andere zu Wasser lahmgelegt wurde. Es kam die Stunde, wo Nordin nur von Fischen leben mußte, denn seine einzige Kuh hörte allmählich auf, Milch zu geben, und er konnte sie nicht zum Stier führen, denn die Fähre gehörte Öberg. Hätte er nicht das Schwein gehabt, würde es zum Winter traurig für ihn ausgesehen haben. Aber gegenüber auf Albottna hatte man es auf die Dauer auch nicht so rosig, denn der Fischfang mußte schließlich ganz aufgegeben werden und man mußte von Milch und Brot leben. Nein, es war wirklich nicht erfreulich, in die Stube hinein zu gehen und sich anzuhören, wie das alte Weib nach Fisch jammerte. Sie hatte eben nichts anderes zu tun, als dazuliegen und an das Essen zu denken. Und dann natürlich an die große Feindschaft! Der Haß wird bei dem am schlimmsten, der zu Hause liegen muß und nicht mit seinen Fäusten arbeiten kann. Zum Unglück sah sie außer Öberg nie eine lebende Seele und hatte keinen anderen, an dem sie ihre Bitterkeit hätte auslassen können. So kam es oft vor, daß der große Haß sich über ihn ergoß.

Ja, es war bald so weit gekommen, daß die blasse Not unter den Gewitterwolken des Hasses hervorzublicken anfing. Unter solchen Umständen hätte wohl die Vernunft, die im Magen der Menschen sitzt, schließlich doch gesiegt und die Versöhnung zustande gebracht, wenn nicht ein großes, schreckliches Ereignis eingetroffen wäre: Nordins Schwein starb ganz plötzlich. Die blöde Luise hatte eine Art, mit dem unvernünftigen Vieh umzugehen, als wenn es ihresgleichen wäre, und mit dem Schwein beschäftigte sie sich wie mit einem kleinen Kinde. Sie hatte solche Angst, daß das Arme sich erkälten könnte, daß sie niemals wagte, die Klappe aufzumachen, so daß das unglückselige Tier in seinem schmutzigen Loch erstickte. Wie gesagt, lag es eines Morgens mit den Beinen in der Luft da.

Das war ein ungeheuer großer Kummer, obwohl man ihn verbarg, um Öbergs keinen Anlaß zur Schadenfreude zu geben. Aber eine ganze Woche später fing Luise darüber zu munkeln an, daß sie etwas merkwürdig Weißes im Troge gesehen habe, und dann war man sich gleich im klaren darüber, daß es eine Schandtat von der Albottnaseite war.

Zwei Tage später lag Öbergs Hund mit zerschmettertem Schädel im Kartoffelacker. Es war nur ein halbechter Bauernstöber, «Kugel» hieß er, aber er war doch ein guter Jagdhund. Öberg hatte keine andere Gesellschaft in seiner Not gehabt und liebte den Hund über alles in der Welt. Er ging hinter seine Hütte, so daß Nordin es nicht hören konnte, und setzte sich auf den Holzklotz und weinte und jammerte.

Danach entstand ein wilder, unbeschreiblicher Haß zwischen beiden, und sie fingen auf jede Art und Weise an, sich gegenseitig zu quälen, so daß Nordin fast immer nach seinen Netzen angeln mußte, nachdem Öberg dort gewesen war und die Schwimmer weggeschnitten hatte, während Öberg an seinen Kühen herumdoktern mußte, die hinkend und blutig von Steinwürfen nach Hause kamen. Keiner der Alten wagte es, irgend etwas, was ihm gehörte, aus den Augen zu lassen, sondern sie schlichen abgezehrt von Hunger, Haß und Furcht umher und bewachten einander.

An einem stürmischen Dezembertag legte Öberg seine armseligen Netze in der Bucht aus. Es ging ohne Fische einfach nicht mehr. Aber er getraute sich, wie gesagt, nicht weiter als in die Bucht hinaus und hatte die Seehundsflinte mit sich, so daß Nordin nicht herüberschleichen und seinen Schuppen herunterreißen konnte, wie er es sicher vorhatte. Auch ging es nicht, die Kühe heimlich zu melken, denn die hatten nach den Steinwürfen solche Angst, daß sie zum Walde liefen, wenn sie ihn nur sahen.

Aber nun zogen große Wolken auf und die Dunkelheit sank schneller herab, als Öberg berechnet hatte, so daß er tödliche Angst bekam und nur darauf wartete, die Flammen über seinem Hause zusammenschlagen zu sehen. Im Eifer und vor Schrecken verlor er das eine Ruder, und als er danach greifen wollte, fiel er selbst ins Wasser, matt und absonderlich, wie er war. Da hing er nun an der Bootskante, während der Kahn vom Wind und der Strömung ins Meer hinausgetrieben wurde.

Nordin hörte die Hilferufe, als er gerade mit einem Arm voll Brennholz in seine Küche trat. Er schleuderte das Holz mit großem Krach neben den Herd und ging umher und klapperte und lärmte. Aber dann wurde es plötzlich wieder still und er horchte gespannt, und gleichzeitig horchte auch Luise mit ihm und wand sich. Dann fingen die beiden wieder an, aufzuräumen und herumzustöbern. Aber Nordin wurde dennoch immer unruhiger. Er trampelte auf und ab und wand sich wie ein Wurm auf dem Angelhaken. Er dachte plötzlich an den Felchenfang. Er stand selbst am Steven und zog die tiefen Felchennetze herauf, während der Mondschein in den Maschen glänzte. Am Ruder aber saß Öberg und wußte genau, wie er in dem steinigen Grundwasser steuern mußte. Nordin dachte auch an die Vormittage, als sie auf «Gölpan» gewesen und auf die Eiderzüge gewartet hatten. Das Schraubeis leuchtete weiß auf den Inselchen, und das Wasser war frühlingsblau. Und die Lockvögel hüpften hoch. Und dann kam der Eiderzug und die Schüsse krachten, seine und Öbergs . . .

Nordin machte einen langen Schritt zur Tür hin. Aber dann blickte ihn Luise scheel an, und ihr bleiches, schiefes Gesicht wurde noch schiefer. Sie wand sich und guckte in die Ecken und spuckte die Worte zwischen ihrem zahnlosen Kiefer hervor. «Das ist unser Schwein, was schreit! Es spukt herum, das arme Vieh! Wir werden es im Winter wohl noch öfter hören, wenn wir ohne Wurst dasitzen.»

Da sank Nordin am Klapptisch in seiner armseligen, schmutzigen Küche nieder, in die das Elend schon lange seinen Einzug gehalten hatte. Er hielt sich die Hände vor die Ohren, bis alles still geworden war. Die ganze Nacht lag Nordin schlaflos da und wußte nicht, ob er sich entsetzte oder freute. Bei Tagesanbruch stand er auf. Öbergs Kahn war immer noch fort! Und niemand rührte sich oben im Hause. Still und dunkel lag es da. Nordin fühlte sich so wunderlich kalt, und es lag eine unheimlich heimtückische Ruhe in ihm — wie auf dem Wasser vor einer Bö. Schon ging es auf den Morgen zu, und kein Öberg war zu sehen. Er hatte wohl seine Strafe bekommen.

Nun fing Nordin an, in engem und immer engerem Kreise des Nachbars Haus zu umschleichen, bis er eine ängstliche Stimme daraus hervorquieken hörte: «Bist du es Öberg? Wo hast du dich die ganze Nacht herumgetrieben, du Lümmel?»

Da lief Nordin davon und fuhr aufs Wasser hinaus, da der Wind abgeflaut war. Nach dem langen Landwind sah man weder von Kahn noch Rudern eine Spur. Aber Öbergs Schwimmer sah er und zog die

Netze heraus, und da waren wohl vierzig Walle Strömminge darin. Er nahm sie nicht, sondern ließ sie am Felsen liegen.

Den ganzen Tag über gingen Nordin und Luise schweigend umeinander herum. Sie warfen verstohlene Blicke zum gegenüberliegenden Hause hinüber. Es lag still und leer und dunkel da. Alles Leben darin schien erstorben zu sein.

In der Dämmerung nahm Nordin die trockenen Netze und ruderte sie zu Öbergs Schuppen hinüber.

In der Nacht stand er mehrmals auf und horchte auf das Brausen des Windes. Nun hatte es nämlich angefangen, vom Meere her zu blasen.

Am folgenden Tage war Schneesturm, aber Nordin trampelte trotzdem draußen herum. Unruhe wühlte in seiner Brust. Er wußte ja, daß er zu der lahmen Christine hineinmußte, aber es schien ihm, als ob eine Mauer im Weg stünde. Schließlich hörte er durch den Sturm hindurch, wie die ungemolkenen Kühe kläglich im Viehstall brüllten. Da schrie er Luise zu, einen Milcheimer zu nehmen und mit ihm zu kommen. Zuerst melkten sie die Kühe, dann gingen sie in Öbergs Küche hinein. Luise wollte weglaufen, aber er hielt sie am Arm fest. In der Küche war es kalt und dunkel. Die Tür zur Kammer war geschlossen, und sie standen zögernd davor. Er verschluckte die Worte, die er sagen wollte, wenn er ihr drinnen die kuhwarme Milch reichen würde. Endlich machte er die Tür auf, aber sie prallten vor einem entsetzlichen Anblick zurück. Die Lahme hatte sich aus dem Bett geschleppt, war auf den Händen zum Fenster gekrochen und es war ihr gelungen, sich am Fensterbrett aufzurichten. Da hing sie nun tot da. Sie war durch die Kälte, die durch die zerbrochenen Fensterscheiben gedrungen war, erfroren. Die Kammer lag abgekehrt von Nordins Hütte, deswegen hatten sie auch ihre Hilferufe nicht gehört. Sie mußte ohnmächtig geworden sein und dort gelegen haben, bis sie erfror.

Sie legten sie ins Bett und zogen ihr reines Leinenzeug an. Dann gingen sie nach Hause. «Das warst du, du Aas, das mich dazu getrieben hat», sagte Nordin und warf sich auf die Schlafbank. Luise zuckte mit den Achseln, sah in die Ecken und ihr Gesicht wurde noch schiefer.

«Wer konnte wissen, daß es Öberg war», murmelte sie, «wer konnte das wissen . . .»

In dieser Nacht löschten sie die Lampe nicht aus.

So kam wieder ein Morgen. Spät kam er aus der Dunkelheit heraufgeschlichen. Draußen brüllte das Wasser seinen Haß gegen die Menschen heraus. Niemals hatte Nordin vorher mit solchen Gefühlen auf das Meer hinausgeschaut. Das Wetter wütete ganz unmenschlich. Nun kam der Sturm vom Meere her, und Nordin stapfte am Strande hin und her und wartete darauf, daß eine Leiche ans Land gespült werde. Aber das Meer gab nichts zurück. Da stand er und sah auf den vergilbten Strandroggen, der mit leeren Aehren vor den Windstößen bebte. Eine unheimliche Leere war in Nordins Brust. Leer war es dort nach dem Haß, ebenso leer wie nach einer verlorenen Liebe. Und er fühlte sich erbärmlich klein. Die herannahende Dunkelheit erschreckte ihn. Er sah sie schon im Osten heraufkriechen. Und oben in der Hütte lag die Tote. Er wagte sich nicht wieder dort hinein. Was sollte er in Gottes Namen mit der Leiche anfangen? Die Verwesung konnte einsetzen. Sie ohne weiteres vergraben konnte er auch nicht, denn das bedeutete Polizei und Gefängnis. Bekam er den Gendarm nicht sowieso auf den Hals? Zwei Tote! Das sah zu unmenschlich aus! So kam wieder eine Nacht. Nie hatte Nordin über so vieles nachgedacht wie in dieser Nacht. Gegen Morgen verfiel er in einen Halbschlummer und erwachte gegen Mittag. Es war dasselbe heulende Wetter wie tags zuvor.

Am Abend fing er an, für Christine einen Sarg zu machen. Die ganze Nacht war er mit der Arbeit im Schuppen beschäftigt. Die Sturmböen schlugen wie Sturzseen gegen die Hausecken, und es heulte in jeder Ritze. Beim Morgengrauen war er fertig und weckte Luise.

«Steh auf, wir wollen mit Christine zum Pfarrer!» Luise setzte den Roggenkaffee auf das Feuer und zog ihre Lumpen an. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie legten die Tote in den Sarg, nagelten den Deckel zu und trugen sie ins große Boot hinunter. Luise stand auf der Brücke und fingerte an ihrer Schürze herum und starrte ins Wasser hinein.

«Na, kommst du mit, du Unglückswurm», schrie Nordin, der mit dem Doppelreff fertig war.

«Ja, aber die Kühe», jammerte Luise.

«Die Kühe haben Futter für drei Tage. Ich habe es ihnen herausgelegt.»

«Aber das ist ja ein Hundewetter, man holt sich den Tod!»

«Ich muß fort», murmelte er. «Sie muß in geweihter Erde liegen! Das habe ich mir in den Kopf gesetzt.»

«Es ist Öberg, der uns draußen ruft! Es ist Öberg!»

«Mag sein, aber hinaus muß ich!»

«Nein, ich traue mich nicht ins Boot hinein!»

«Bleib denn da, du Jammerlappen! Bleib da! Ich habe mit dem Sarg Gesellschaft genug!» Damit stieß er ab. Aber da sprang sie an Bord, ehe es zu spät war. Sie wagte nicht allein auf Skälbottna zu bleiben, so eine Angst hatte sie davor.

Das Kreuzen in der Bucht ging anfangs ziemlich gut, und man umsegelte die Spitze von Frikloven im Lee von Svartflykorna. Dann ging es *mit* dem Wind auf den offenen Fjord hinaus, und das Meer wurde wild und es ging schwarz und weiß über das Wasser. Nordin saß krampfhaft am Ruder und starrte in die Sturzseen, das war eine alte Verteidigungsstellung von ihm. Nun dachte er nur daran, was gemacht werden mußte, und das war wie eine Erleichterung. Aber Luises Knie schlotterten, und sie wimmerte und war weniger bei Sinnen als sonst.

Draußen mitten im Fjord zerbrach das Steuer. Es war vorher gespalten gewesen, und durch all das Elend der letzten Zeit hatte Nordin nicht Muße gehabt, es in Ordnung zu bringen. Ehe er nun dazu kam, ein Ruder hervorzuholen, hatte sich das Boot quer gelegt, und eine Sturzsee war hineingekommen. Und ehe er es so drehen konnte, daß die Segel wieder Wind bekamen, war es halb voll Wasser und konnte den Sturzseen nicht mehr standhalten. Und weit, weit war es noch bis zum Land.

Der Sarg schwamm herum und stieß gegen ihre Knie. Luise saß bleich wie eine Leiche am Mast da und wimmerte nur. Luise taugte zu nichts.

Da sprach Nordin ein großes Wort: «Ja, wäre Öberg hier, könnte er schöpfen.» Und das waren seine letzten Worte im Leben.

Gleich darauf kam eine Sturzsee, die das Boot verschlang. Sie hatte sich viele Meilen weit über das Wasser herangewälzt und jetzt war sie da, um ihr Werk zu verrichten. Öberg hatte sie gerufen, und nun zog er die beiden zu sich herab. Christine war die einzige, die in geweihter Erde ruhen durfte. Sie schwamm im Sarg ans Land.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marguerite Duvinage

A. H. Pellegrini malt in Lappland

Herrliche Einsamkeit, kein Weg, kein Steg, dann und wann ein Steinmäuerchen, Lappmarken genannt, Birkhahn, Schneehuhn, Lemming beäugen dich, bleiben in deiner Nähe, kein aufgeschrecktes Davonflattern; ein Stück Paradies, wenn, ja wenn die Millionen Schnaken nicht wären; aber Schmieren und Salben hilft allenthalben, dazu noch einen Gesichtsschleier, Handschuhe, enganliegender Skianzug, zur Vorsicht die Füße in den Rucksack eingebunden, so sitzt der Maler da. Hat stets zwei Carton-toile vor sich, damit, wenn der Lappe naht, er auf dem noch leeren herumflunkern kann, weil man nicht abmalen soll noch konterfeien. Sonst gibt es böse Augen. Auch für Geld nicht!

Augen: ihre Jalousien werden müde, immer hochgezogen zu sein, denn an das Abendrot reiht sich das Morgenrot, und der Himmel gleicht altmodischem Matratzenstoff. Alles Schöne darf nicht zu lange dauern.

Allein will ich auf den nahen Berg Nuolja. Das sei gut, meinen freundliche Beraterinnen, man komme sonst gerne verlobt von dort zurück. Malkasten im Rucksack, viel, viel Kaffee, Gamelle, harzige Birkenrinde zum Feuern, eine gewaltige Bambusstange zum Uebersetzen der Bäche: Herz, was willst du noch mehr? Stumpen natürlich. Oben auf dem Berge angekommen, suche ich mir ein nettes Plätzchen. Zwischen den Beinen den Malkasten, die Füße frei baumelnd über dem Abhang. Unter mir weit und frei der 70 Kilometer lange See Torneträsk, seine Ufer verschwimmen im Sumpfland. Drüben die Berge von Finnisch-Lappland. Unter mir, eine einzige gerade Linie, die Erzbahn nach Narvik. Ruhe, absolute Stille schon lange male ich ein jäher Schreck!

ein Tierkopf stößt unter meinem linken Arm vor, der Pinsel fällt, aber das große Messer, eben an dieser Seite aufgehängt, alle tragen das, ist nicht mehr erreichbar. Ein erregter Blick rückwärts, da steht ganz nah, hoch über mir ein finsterer Lappe, und der Kopf unter meinem Arm gehört seinem Hund. Mit Gesten zeige ich Maltafel und Landschaft, aber nichts rührt er, nichts rührt ihn. Ein Stoß und ich würde über den Abhang flattern. Habe ihn nicht kommen hören, trotz der unheimlichen Stille. Wie weich ist das Gehen und Anschleichen dieses uralten Jägervolkes.

Durch Granit wühlt sich der Abiskojogg dem See zu, als Rarität ein paar Marmorfelsen an seinem Bett landeinwärts. Er kommt vom Kebne-Kaise, Schwedens höchstem, stets schneebedecktem Berg. Es gäbe da noch Unbekanntes, lockt ein Touriststudent den Schweizer. Keine Zeit mehr, leider.

Frühling Sommer Herbst ist eines. Drei Wochen vor unserer Ankunft noch Eis auf dem See, und wir konnten baden.

Längs der Küste Heimreise durch den Bottnischen Meerbusen per Schiff. Das Nebelhorn weckt mich, ich eile auf Deck, kein Oben, kein Unten, aber was ist das? Riesengroß erscheine ich am Himmel, ziehe mein Käppchen – er grüßt zurück. Schnell in der Kabine den Block geholt und mich abgezeichnet; zum erstenmal in einer Gloriole als Brockengespenst. *A. H. P.*



Nachts um zwölf Uhr in Schwedisch Lappland. Im Frühling



Der Hafen von Lulea am Bottnischen Meerbusen

Lappenlager





Mannens sista ord till kvinnan

Jag följde kärleksyr din rosenstig;
det tillhör stormens muntra tid och våren.
Jag mötte dig med löjen och med krig;
det tillhör sommaren och mandomsåren.
Du vart min lycka och jag tackar dig;
det tillhör hösten, då man bäddar båren.

VERNER VON HEIDENSTAM

Smögen, ein Fischerort an der Westküste, in der Gegend von Göteborg. An der Westküste erhebt sich der kahle Granit aus dem Meer, weiter landeinwärts sind die Buckel bewaldet, und zwischen den Felsbrocken liegen die Felder und Höfe; aber am vielfach verästelten Wasser stehen die Fischerorte auf dem nackten Gestein. Inseln und Klippen, blankgescheuert von den Wogen, liegen in Scharen beisammen. Die Küstenschiffe und Fischer steuern durch die schwierigen Fahrrinnen, riesigen Tieren gleich ragen die Steinrücken aus den Wassern, die Fische trocknen auf den Stangengerüsten bei Wind und Sonne, und die roten Holzhäuser leuchten. Die Westküste ist Schwedens Welthandelsseite, Dänemark liegt nahe, zu dessen großem Reich vor Jahrhunderten diese Landschaften zeitweise gehörten, man steht auf geschichtlichem Boden. Photo Gullers

Lieber Leser

Wir vermeiden es, Ihnen irgendein Erzeugnis der reichen neuern Dichtkunst Schwedens in einer noch so guten Uebersetzung zu bieten. Uebersetzungen zerstören meistens das Dichterische ... Nehmen Sie die Begegnung mit dem Schwedischen mutig selber auf. Lesen Sie diese sechs Verse laut. Verner von Heidenstam verdient es, daß Sie sich mühen. Er ist vor einigen Jahren gestorben, hat ein reiches dichterisches Werk hinterlassen, und man erinnert sich im Appenzellerland, wo er mehrmals war, an die persönlichen Begegnungen mit diesem ungewöhnlichen, feinfühligen Mann.
Also lesen sie laut. Die Regel ist: wie geschrieben, so gesprochen. Die Ausnahmen der Aussprache und den Sinn der Wörter geben wir Ihnen in Randbemerkungen, gesondert zu jeder Zeile:

Titel *mannen* der Mann (en ist der angehängte bestimmte Artikel)
sista ord (gesprochen urd) letztes Wort
till zu
kvinna Frau; *kvinnan* die Frau

1. Zeile: *Jag* ich
följa folgen; *följde* folgte, (das j nur leicht dazwischen anklingend)
kärlek (gesprochen schärlek) Liebe
yr (gesprochen ür) voll; *schärleksür* liebestrunken;
din dein
stig (gesprochen s ... tig) Pfad, Steig
ros (gesprochen rus) Rose, *rosenstig* Rosenpfad

2. Zeile: *det* das
tillhör gehört zu
storm Sturm; *stormen* der Sturm (Artikel ans Wort angehängt!)
muntra (gesprochen möntra) munter, bewegt
tid Zeit
och und
vår (gesprochen wor) Frühling; *våren* der Frühling

3. Zeile: *möta* begegnen; *mötte* begegnete
dig dir
med mit
löjet das Lächeln; *med löjen* mit Lächeln
krig Krieg

4. Zeile: *sommar* Sommer; *sommaren* der Sommer
det tillhör sommaren das gehört zum Sommer
mandom Mannstum
år (gesprochen or) Jahr
mandomsåren die Mannesjahre

5. Zeile: *du* (gesprochen düw, mit leichtem W-Hauch zum Schluß) du
vart warst (alte Form)
lycka Glück; *lyckan* das Glück
jag tackar ich danke

6. Zeile: *hösten* der Herbst
då (gesprochen do) da, wenn
man bäddar man bettet, bereitet
båren die Bahre

Nun lesen Sie nochmals von vorn. Langsam, laut wie vorher. Vielleicht gelingt es Ihnen, den Wohlklang zu hören. Der Vokalreichtum der Sprache ist auffallend, alle Tätigkeitswörter enden in der Nennform auf a; den Umlauten au und eu entspricht im Schwedischen das ö: Träumen *drömma*, dem ei entspricht das e: Stein *sten*. Man nennt das Schwedische in blumiger Ausdrucksweise manchmal das Italienisch des Nordens. Die Ritterlichkeit des Gedichts zu bemerken, möge der sprachliche Eifer Sie nicht verhindern.

Die Schweden voraus?

VON FRITZ HEBERLEIN

Entvölkert die Gefängnisse!

«Einige verwerfen die ganze Art unsrer Vordern und behaupten, man müsse die Gefangenen in Speis und Trank, in Wäsche und Zimmer so versorgen, daß ihnen die Gefangenschaft gar nicht zur Last werde, auch ihnen kein Haar krümmen und an keinem Finger weh tun, wenn sie auch noch so sehr mit ihren Inquisitoren den Narren treiben und mit offenbaren Lügen und Spitzbubenstreichen unsre Kammern Jahr und Tag in Arbeit und Kosten setzen; die andern aber wollen von der alten Manier der Ruten und Folter keineswegs abgehen und behaupten, die dunkeln Löcher seien durchwegs notwendig, wenn man das Lumpenvolk, das meistens in die Gefängnisse geworfen wird, zur Reue und Bekenntnis seiner Fehler bringen will.»

Ist man nicht heute wie damals, als Pestalozzi am 9. Mai 1782 diese Worte niederschrieb, «gar ungleicher Meinung», wenn die Rede darauf kommt, wie mit Gefangenen umzugehen sei? Haben wir nicht in Parlament und Presse in den letzten Jahren erregte Auseinandersetzungen darüber erlebt, wie den Spitzbubenstreichen renitenter Gefangener zu begegnen sei? Das eidgenössische Strafgesetzbuch, dem vor wenigen Jahren die Volksabstimmung zur Rechtskraft verhalf, verlangt von den Kantonen innert zwanzig Jahren nach Inkrafttreten des Gesetzes die von diesem geforderte Anstaltsreform. Der Bund befiehlt, und da es wenig Sinn hätte, wenn jeder einzelne Kanton die ganze Kollektion verschiedener Anstaltstypen in Zwergformat schüfe, haben sich die Kantone zu einer Planung künftiger Trennung und Zusammenlegung von Anstalten zusammenfinden müssen. Die Schweden jedoch sind uns um eine Nasenlänge voraus.

1934 schrieb der damalige schwedische Justizminister Karl Schlyter seine Kampfschrift «Entvölkert die Gefängnisse!»; elf Jahre Vorarbeiten verstrichen, bis der schwedische Reichstag einstimmig die Strafvollzugsreform beschloß. Am 1. Juli 1946 trat sie in Kraft. Welches sind die damit gemachten Erfahrungen?

Elf Regierungsräte aus verschiedenen Schweizer Kantonen reisten im vergangenen Sommer nach Skandinavien, um an Ort und Stelle die Reform zu studieren. Warum ausgerechnet nach Schweden? «Weil wir den Eindruck hatten, hinterm Mond daheim zu sein», gab einer der Reiseteilnehmer, ein Vertreter der Linken, zur Antwort. Und ein politischer Gegenspieler aus einem anderen Kanton gestand einige Wochen später: «Wir wurden als Hinterwäldler verschrien. Weil das Volk beunruhigt ist und es Mode wurde, unsere Anstalten schlechtzumachen und die schwedischen Neuerungen als große Errungenschaften zu preisen, deshalb fuhren wir hin.»

Und sie sahen von fremder Küste aus die Heimat in rosigem Licht. Denn Kritik ist ein bitterer Trank, und wer ihn zu schlucken gezwungen, gerät gar leicht in Abwehrstellung. «Wir können von den Schweden herzlich wenig lernen», versichert der St. Galler Regierungsmann Alfred Kessler, seine in Schweden gemachten Beobachtungen zusammenfassend, nachdem er die Anstalten seines Heimatkantons gepriesen; und dann bekräftigend noch einmal: «Wir in der Schweiz werden den Schweden gar nichts nachmachen.» Denn längst sei nicht alles Gold, was den schweizerischen Bewunderern des schwedischen Strafvollzuges entgegenglänze, und mit Recht würden öffentliche Meinung und Praktiker in Schweden selbst voller Skepsis die Entwicklung verfolgen. Und der Thurgauer Ständerat Dr. Altwegg weist manche der bei uns laut gepriesenen schwedischen Errungenschaften teils ins Reich der Phantasie, teils in die Hölle schlimmer Uebertreibungen. Und gerät dann aber selbst, je länger er vom nordischen Experiment berichtet, desto stärker in Anerkennung des Erfreulichen: «Schwedens Gedanke ist gut. Sie möchten den Gefangenen helfen. Wir allerdings kämen bei unserem Volkscharakter mit Güte nicht weit.» Die Schweizer würden eine so weitgehende humane Gefangenenbehandlung wenig zu würdigen wissen.

Was will die schwedische Reform? Den Gefangenen durch den Strafvollzug lehren, sich dem sozialen Leben in der Freiheit einzupassen; oder um mit Regierungsrat Dr. Gerhard Simson in Stockholm zu reden: die Strafe dient dem Leben in der Freiheit. Sie verliert nach schwedischer Auffassung jeden Sinn, wenn hinter Mauern des Häftlings Fähigkeiten verkümmern, wenn Eintönigkeit ihn abstumpft, der Gedanke der Rache in seinem Herzen keimt und als Unzufriedener er ins Leben zurückkehrt. Freiheitsentzug ist für einen sich seines Wertes und seiner Würde bewußten Menschen Strafe genug. Was darüber ist, ist vom Uebel. Die kleinen sinnlosen Nadelstiche und Schikanen verbittern unnötigerweise das Gemüt des Häftlings: Leseverbot, Essensentzug, erzwungenes Nichtraucherdasein, Beaufsichtigung beim Empfang von Besuchen. Fort mit diesen Engherzigkeiten, befiehlt die moderne schwedische Auffassung. Der Gefangene muß bei guter Laune gehalten werden, damit er sein seelisches Gleichgewicht behält und nicht asozial wird. Fort auch mit den Gittern, Licht in die Zellen und Radio in den Gemeinschaftssaal! Tagsüber seien die Zellentüren offen zu lassen, damit die Insassen miteinander plaudern können, statt wie bei uns verbotenerweise sich Kassiber zuzuschieben oder an den Heizungsröhren zu telegraphieren. Welchen Sinn hat es, bei der Einlieferung dem Gefangenen die Taschenuhr abzunehmen, den Ring, die Fotos naher Angehöriger, oder ihm das Haupt kahlzuscheren? Warum soll nicht auch der Schwerverbrecher die neueste Tageszeitung lesen dürfen? Eine Zelle mit Vorhängen, einem bunten Tischtuch und Wandschmuck ist wohnlicher. Wo liegt der Sinn, wenn dem um seine Freiheit gebrachten Rechtsverbrecher durch tausend Widerwärtigkeiten die Anstaltszeit vergällt wird?

«Der Gefangene soll mit Festigkeit und Ernst und mit Achtung für seine menschliche Würde behandelt werden. Er ist mit zweckmäßiger Arbeit zu beschäftigen und soll sonst eine Behandlung erfahren, durch die seine Anpassung an die Allgemeinheit gefördert wird», schreibt das schwedische Gesetz vor. Und die schwedische Praxis fährt in manchen neuen Anstalten gründlich mit dem Reformbesen in die Rachegeist atmende Engherzigkeit hinein. Ein Sträfling möchte seinem Schatz einen Brief schreiben. Die Schande wird ihm erspart, sein Herz auf Gefängnispapier sprechen zu lassen. Kein peinlicher Aufdruck verrät der Allerliebsten sein Logis, und wenn die Zensur ihren Segen zum Herzenserguß gegeben, darf ihn der Gefangene persönlich zur Post tragen, damit kein verräterischer Stempel die Empfängerin stutzig mache.

In den Mittelpunkt des Strafvollzuges stellen die Schweden — Regierungsrat Simson hat es unlängst in der Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht, auf die wir uns stützen, geschrieben — eine sinnvolle Arbeit, die dem Gefangenen erlaubt, seine Kräfte und Fähigkeiten zu nutzen und sein Selbstvertrauen zu stärken. Turnsäle und Sportanlagen erhalten seinem Körper die Spannkraft.

Fortsetzung Seite 71


Rasche Erholung
für ein müdes Gesicht
durch
VELVA CREAM MASK
ERSTENS — das Gesicht mit Ardena Cleansing Cream reinigen und mit Skin Tonic erfrischen.
ZWEITENS — hauchdünn Velva Cream Mask auftragen. 15 Minuten vollständig entspannt ruhen. Nicht sprechen — ja nicht einmal lächeln.
DRITTENS — die getrocknete Maske mit einem nassen Wattebausch entfernen. Orange Skin Food sanft eindrücken, nachher überflüssige, vom Gewebe nicht aufgenommene Crème abnehmen und Skin Tonic einklopfen.
ZUM SCHLUSS — ein neues Make-up anbringen, so zart und harmonisch wie das gedämpfte Glühen eines erwachenden Frühlingstages.
Das Resultat ist einfach wunderbar!
ARDENA
SKIN TONIC
ARDENA
CLEANSING CREAM
Elizabeth Arden
NEW YORK
LONDON
ST. PETERSTRASSE 16, ZÜRICH
PARIS
BRUXELLES

Schaum ist nützlicher

Am meisten wird bei Zahnpasten von «chemischen» Wirkungen gesprochen. Daher werden oft physikalische Grundbedingungen außer acht gelassen, die die chemischen Wirkungen überhaupt erst ermöglichen. Es ist das Verdienst der Erfinder von Kolynos, längst die Bedeutung des Problems «Löslichkeit» erkannt zu haben. Deshalb machten sie Kolynos schäumend. Wir wollen Ihnen beweisen, welch eminente Rolle dieser Vorteil für Sie spielt.

Falsch

Gewöhnliche Zahnpasten lösen sich schwer auf und werden von der Bürste häufig in fester Form in die Zahnfleischtaschen gedrückt. Auch beim Spülen bleiben oft Reste zurück, die das Zahnfleisch reizen und Zahnfleischschwund bewirken.

Richtig

Die gute Zahnpasta löst sich im Mund sofort auf und verteilt sich als reinigender Schaum über Zähne, Mund und in alle Ritzen hinein. Beim Spülen wird der Kolynosschaum sofort restlos weggeschwemmt — nie werden Rückstände bleiben.

Achtung!

Hat Ihre Bürste einen Belag? Dann haben Sie nicht die richtige Zahnpasta. So wie sie in der Bürste verkrustet, so verkrustet sie im Mund. Sie müssen

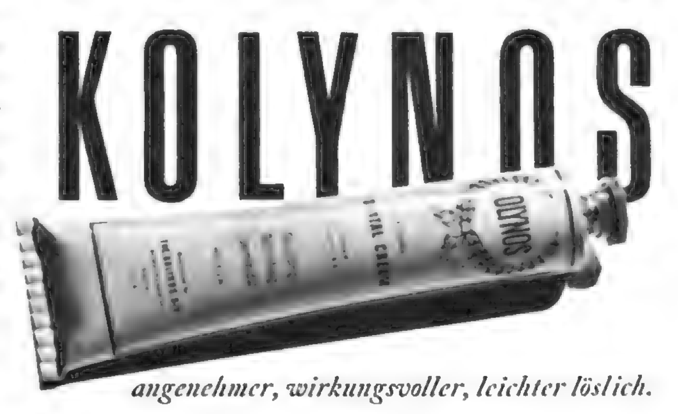
wechseln!

Kolynos, die schäumende Zahnpasta, geht mit Wasser und Speichel sofort in eine leicht alkalische Lösung über, aus der ein dichter, durchdringungsstarker Schaum entsteht. Dieser Schaum trägt die antiseptischen Substanzen und die herrlichen ätherischen Öle in jede Tasche des Zahnfleisches, jede Ritze zwischen den Zähnen hinein. Es ist sonnenklar, daß dieser lebendige, dichte Schaum die nützlichen Stoffe viel besser verteilt als eine feste, sich nur langsam lösende Paste.

Dank der glücklichen Zusammensetzung von Kolynos ergänzen sich die reinigenden, lösenden und die anregenden Wirkstoffe gegenseitig. Es ist bisher nichts entdeckt worden, das eine Verbesserung der Kolynos-Formel ermöglicht hätte.

Ihre Zahnpasta muß leicht löslich sein. Die herrlich schäumende Kolynos löst sich im Munde sofort auf.

KOLYNOS



angenehmer, wirkungsvoller, leichter löslich.

Whitehall Pharmacal Co., New York U.S.A. / Doetsch, Grether & Cie. AG., Kosm. Abt., Basel



Chen Yu
Erst vor sieben Jahren — —
war es, daß CHEN YUs Chemiker in Amerika erstmals die noch unbekannten Geheimnisse der chinesischen Lackkunst verwendeten, Geheimnisse über Farben, Glanz und Dauerhaftigkeit. CHEN YU ist chinesisch, heißt: „schönes Ding“.
CHEN YU Nagellacke haben sich ihren Platz errungen als das „schöne Ding“ von fast legendärem Ruhm für Hochglanz und lange Haltbarkeit – allerdings auch höchsten Preis: Fr. 5.60 in der Schweiz;
aber — CHEN YU hält länger.
CHEN YU Lippenstifte sind gerade fett genug, um die Lippen weich und frisch zu halten; gerade trocken genug, um nicht zu schmieren; gerade fest genug, um ein leichtes Auftragen zu erlauben und dennoch gut zu halten. CHEN YU ist höchste Qualität; nicht umsonst kostet der Stift Fr. 7.50;
aber — CHEN YU hält länger.
CHEN YU führt! Noch vor Jahresfrist gab es Fachgeschäfte, die unsere leuchtenden, ja flammenden Töne nicht zu führen wagten. Farben vom hellsten Lichtrot bis zum vollen Cyclamenrot. Und heute sind sie große Mode und werden überall nachgeahmt. Es gibt eine Nuance passend zu Ihrer Haarfarbe, für jedes Ihrer Kleider und Accessoires. Ja, CHEN YU führt auf dem Wege der Schönheit —
und — CHEN YU hält länger.
CHEN YU
MD
Generalagentur für die Schweiz: Emil Gachnang, Binzstraße 44, Zürich



IN DER SCHWEIZ ERHÄLTLICHE ROTHMANS PRODUKTE

			20 STÜCK	10 STÜCK
CHAMPION	:	*die volkstümliche Virginia-Cigarette par excellence*	*Fr. -.90*	
WEST END	:	*die gehaltvolle, mittelstarke Virginia-Cigarette*	*Fr. 1.30*	*Fr. -.65*
KINGS GATE	:	*eine sehr feine, milde Virginia-Cigarette*	*Fr. 1.30* *)	*Fr. -.65* *)
PALL MALL DE LUXE	:	*eine Virginia-Cigarette für höchste Ansprüche*	*Fr. 2.50*	
FLEUR DU ROI	:	*das Non Plus Ultra einer Virginia-Cigarette*	*Fr. 4.50* (25 Stück Großformat)	
WEST END SMOKING MIXTURE		*ein feiner englischer Pfeifentabak in praktischer Leichtmetall-Taschendose zu 40 g netto*	*Fr. 1.35*	

ROTHMANS LTD., 5 & 5A PALL MALL, LONDON S.W.1.

Blätter aus einem schweizerischen Tagebuch 1947

VON EYVIND JOHNSON

Mai

Das Postauto fährt dreimal täglich in das Dorf, das 1500 m über Meer liegt. Wenn die Sonne scheint, wirkt die Fahrt nicht so halsbrecherisch. An einer Stelle fährt das Auto direkt in eine Bergwand hinein, die sich jedoch im letzten Augenblick öffnet. Man ist im Berg drin in einer Kurve, und eine neue Steigung beginnt, das heißt — die Steigung hört nicht auf. Mitten in einem Abhang hält der Wagen, und der unerfahrene Reisende denkt: Motorpanne. Schon stellt man sich vor, wie das wäre, rückwärts hinunterzufahren bis zum nächsten Dorf, sobald die Bremsen durch die Beanspruchung locker werden. Beim Hinausschauen — dem Abschiedsblick — entdeckt man, daß es eine Haltestelle ist.

Eineinhalb Stunden dauert die Fahrt, und man hat Zeit, an Lebensversicherungen und unvollendete Symphonien zu denken. Man hat auch Zeit, an Europas Schicksal zu denken, an das, was im Osten geschieht und daran, daß ein Fremder sich nicht mit Politik beschäftigen soll, wenn er Postauto fährt.

Hier in der Eidgenossenschaft hatten die Fremden getrost leben können — fern von der Polizei des Zaren, die ihnen zu Leibe rücken wollte. Nicht nur Bakunin und Krapotkin, sondern auch Lenin und Trotzki waren darunter. Viele Namen. Man suchte hier Blumen, eine blaue Blume — die Freiheit (Libertas europaeus oder mundialis).

Hier kann man sie allerdings finden — wenn man die Gesetzessammlung liest, scheint sie zwischen den Paragraphen hervor. Aber wenn man in diesem Sommer die Zeitungen liest, wird man vom Verdacht befallen, daß die Freiheit den Transport nach Osten nicht ertragen hat, daß die Blätter dieser Blume verkümmert und seit mindestens dreißig Jahren verwelkt sind.

Juni

Ich war einige Tage in Zürich und Basel anläßlich des PEN-Kongresses. Es war spannend, vom Alpenvorfrühling in den — nach schwedischen Begriffen — vollständigen Sommer hinein zu kommen. Das gelbe Postauto tauchte durch steiles Gelände zum Rheintal in ein erdrückendes Klima hinunter, 800 m unter dem Dorf. Droben in dem Alpendorf hatte man vergangene Woche gesät. Zwischen Reichenau und Chur wogte uns der Heuduft entgegen, und Roggen und Weizen standen schon halbmannshoch. An einigen Stellen besorgte man die Heuernte mit einer kleinen Mähmaschine: ein Mann ging dahinter her und steuerte sie, wie man einen Staubsauger steuert. An andern Orten waren es Pferde, die zogen. Das sah sicherer aus. In schmalen Tälern glänzten Sensen. Wir wissen noch fast nichts von der Schweiz.

Juni, Basel

Silone ist Vorsitzender des PEN-Kongresses, und man kann ihn betrachten, während er seine Eröffnungsrede hält, die ein Appell an die versammelten geistreichen Personen ist, die Aermsten unter den Armen nicht zu vergessen, les pauvres, les malheureux. Er nennt die Peonen in Südamerika, die Kulis in China, die Landarbeiter in Italien, über die er selber geschrieben hat. «Es ist immer gefährlich, die Sache der geistigen Werte mit der Sache eines bestimmten Staates zu verbinden», sagt er. Er spricht französisch — ein hartes —, die Worte strömen in sein Manuskript hinunter. Dann und wann hebt er sein dunkles, beinahe nordafrikanisches Gesicht und streicht mit einer heftigen Geste sein Haar zurück und wirft einen Blick über den Saal, um zu sehen, ob das Publikum noch da ist. Er macht einen gediegenen, nervösen, durchaus sympathischen und vielleicht ein wenig leidenden Eindruck. Man versteht seine Bücher besser, wenn man ihn so gesehen hat: er umarmt die Menschheit und will sie überzeugen (mit dem Tonfall ebensosehr wie mit Gesten), daß die Welt *jetzt* gerettet werden muß und kann. Er murmelt, brummt vor sich hin, appelliert, macht Vorwürfe bis hinunter in sein Manuskript. Nach seiner Rede amtet er als Vorsitzender und besorgt das Ganze wie eine Gemeindesitzung in einer kleinen schwedischen Stadt. Man hätte glauben können, daß er das Ganze so rasch wie möglich erledigt haben wollte.

Der alte Stadtteil in Basel: steile, schmale, krumme Straßen, saubere Handwerkerquartiere, in denen viel Sicherheit steckt, obwohl es im Winter schreckliche Glatteisbahnen sein müssen: sanft abfallende Todesfelsen.

Wieder Zürich

Ich stürme umher und kaufe DDT gegen die Fliegen, Bücher, Lampen, Spielsachen für die Kinder und bin in einem Land voller Freundlichkeit. Ich gebe meinen Handkoffer nach Graubünden auf und esse eine Kleinigkeit im Bahnhofbuffet. Ich sage, daß ich Eile habe, und die Serviertochter glaubt meinem Wort sofort: sie hat Vertrauen zu mir, und ich bekomme rasch meine Ravioli. Als ich Wein bestellen will, empfiehlt sie mir einen andern, der erstaunlicherweise billiger ist: Habe ich wieder etwas von der Schweiz gelernt? Sie sagt: «Nun hoffe ich, daß Sie Ihren Zug erreichen!» Ist sie eine Ausnahme? Dann hatte ich ein seltenes Glück, die ganze Zeit über Ausnahmen zu finden!



Der Lincoln, Modell 1949, das Spitzenprodukt der Ford Motor Co., ist der schönste Wagen in seiner Klasse. Alle technischen Neuerungen im Automobilbau, die Sie sich wünschen, sind im neuen Lincoln vereinigt. Verlangen auch Sie unverbindlich eine Probefahrt bei Ihrem Vertreter.

Lincoln

Offizielle Lincoln-Vertretungen:

Autavia AG., Hardstraße 14, Basel, Telephon 2 46 01
Willy & Co., Laupenstraße 22, Bern, Telephon 2 73 55
Häne & Schläpfer, Bogenstraße 9—11, St. Gallen, Telephon 2 45 75
Th. Willy, Bundesplatz, Luzern, Telephon 2 22 34
Willy & Blattner AG., Färberstraße 2, Zürich, Telephon 34 04 04-05



den einfachsten Weg zu einer fehlerfreien Haut

Ihr Teint hat seine eigene Art, für gute Behandlung zu danken; er wird *strahlend—radiant* sagen die Engländerinnen. Benützen Sie Yardley Liquefying Cleansing Cream, so wird Ihre Haut *tief*gereinigt; Yardley Night Cream hält sie geschmeidig; Yardley Astringent Lotion macht sie fein und ebenmässig. Sie *fühlen* es direkt, wie sie auf die Yardley Behandlung reagiert.

Yardley schenkt Ihnen natürlichen Liebreiz – *natural loveliness*

YARDLEY · 33 OLD BOND STREET · LONDON

Juli, Graubünden

Geht man vom Haus, in dem wir wohnen, in die Höhe, kommt man bald in einen Lärchenwald. Durch diesen setzt sich der Weg fort, hinauf auf die Alp. Ein Teil des Viehs geht jeden Tag hinauf und hinunter. Kühe und Ziegen. Die Kinder, die die gelb- und schwarzzottigen Ziegen hüten, haben morgens und abends einen langen Weg. Am Morgen ist der Ziegenauftrieb eine frohe Kavalkade: die Ziegen trotten unverdrossen und meckern drauflos, die Kinder jodeln und jauchzen mit hohen Kehllauten, und die Schellen, die aufeinander abgestimmt zu sein scheinen, bimmeln heller als die schweren, zuweilen dumpfen Kuhglocken. Am Abend ist der Trott herunter mehr melancholisch. Die Kinder sehen müde aus im Abendlicht: essen und ins Bett. Nachher stapfen die Bauern mit festen Schritten daher: sie kommen vom Feld, von der Waldarbeit, von den Aeckern. Leere Proviantbeutel hängen ihnen schlaff über den Rücken. Einige tragen flache, tornisterähnliche Milchgefäße an Riemen oder auf Traggestellen. Man hört die Milch bei jedem Schritt schwappen.

Das Gefühl der großen Freiheit, das den Fremden erfüllt, sobald er auf die Alp kommt, entstammt nicht nur dem Höhenunterschied und der Aussicht, sondern auch dem Bewußtsein, daß dieses schweizerische Volk ein Volk der Individuen ist, daß die Schweizer ihres Menschenwertes bewußt sind und das Wort Menschenwert aussprechen können, ohne zaudern zu müssen. Keine Furcht vor der Geheimpolizei steigt aus den Tälern auf. Hier in diesem Land kann man sagen: ich will diskutieren!

Wir wissen: die soziale Freiheit, die geschützte Bürgerfreiheit ist ein Kompromiß, der zwischen dem Gewünschten und dem Möglichen geschlossen werden muß, und dadurch, daß sie vorhanden ist, schützt sie die weitere Möglichkeit, anderes zu wünschen und die Wünsche offen auszusprechen. Schließt man den Kompromiß nicht, entsteht Unfreiheit. Auch wenn diese Unfreiheit zuweilen Majoritätsmacht genannt wird, so ist sie in Wirklichkeit immer eine Minoritätsmacht.

Hier in diesem kleinen Land darf man sagen: ich will diskutieren. Aber große Teile der Welt sind schon den Grenzen nahe oder gar darüber hinaus, wo man es nicht kann.

September

Es hat angefangen kalt zu werden auf der Alp. Die Kühe und die Ziegen weiden nicht mehr auf 2000 m Höhe. Man ist mit der Heuernte fertig, und jetzt werden die Kartoffeln aus dem Boden gehackt. Man fährt das Holz aus dem Wald herunter, die Säge im Dorf arbeitet in vollem Betrieb.

Wir fahren mit dem Autobus vom Dorf ab, hinunter ins Tal und nehmen unten den Zug nach Genf. Das ist eine ganze Tagereise — über Zürich und Bern in mildere Luft. An vielen Orten ist die Traubenlese schon vorbei, und der Mais wird eingebracht. Hier unten in der Ebene des Rheintales ist noch Sommer, aber man braucht nur in den Schatten eines Berges zu kommen, um zu spüren, daß der dritte Friedensherbst schon angefangen hat. Im Osten geschieht das, worüber ein neutraler Schwede sich im Ausland nicht äußern darf.

Oktober

Wir fahren mit dem Postauto südwärts, von Thusis durch die Viamala und über den San Bernardino-Paß nach dem Tessin. Es regnet. Das breite Postauto strebt schwer und langsam in die Höhe durch die Kurven, die in jähen Windungen aufeinanderfolgen. Der Regen ist mit Schnee gemischt und die Sicht ist schlecht. Aber auf der andern Seite des Passes ist noch Sommer — glauben wir.

Wir sagen: es ist immer noch die Schweiz.

Wir sitzen im Zug. In Bellinzona, Locarno regnet es, aber der Regen ist mild. Gibt es jetzt noch jemand, der sich erinnert, wer damals in Locarno tagte und versuchte, das Schicksal der Welt zu ordnen? Man könnte einen Frage-Wettbewerb darüber veranstalten!

Wir sitzen wieder in einem Autobus, und die Straße läuft wie ein Brett längs dem Lago Maggiore. Rechts über uns hängen kleine Dörfer mitten in Weingärten, oben an den Abhängen Dörfchen mitten in Kastanienwäldern. Wir wissen nichts anderes davon, als was wir gelesen haben: daß die Leute hier einfach und strebsam leben und italienisch sprechen.

Wir kommen an das Haus nahe der Grenze, und jemand nimmt uns in Empfang und gibt uns die Schlüssel. Wir gehen in das kleine Haus hinein, das anscheinend ursprünglich ein Grenzbewachungsturm war. Oder vielleicht etwas anderes. Wir öffnen Fensterläden und Türen. Der Regen hat aufgehört. Im Garten stehen Palmen, deren Blätter wie gespreizte Finger sind, und einige Feigenbäume, und unten am See gibt es einen Bambus-Strauch. Im kleinen Weingarten hängen noch die blauschwarzen Trauben und warten auf uns. Es riecht nach Regen und nassen Blättern, Pflanzen und Humus, es riecht nach Spätsommer und verwildertem Garten. Unten vom See her sieht das Haus aus, wie wenn es in den Berg gesunken wäre. Und wir sagen: wir wissen noch fast nichts von der Schweiz.

Hier bleiben wir im Winter!

Uebertragen von Anna Helfenberger


DANGER
Freunde aus England . . .
Endlich legt man Ihnen wieder eine reiche Auswahl von Jantzen-Schwimmanzügen vor. Schmeichelnde Linien, ausgesuchtes Material, und besser als je im Schnitt. Man trägt sie in reiner Wolle oder Lastex . . . die echten
Jantzen



Für **jeden** Betrieb

das passende Modell, ausbaufähig bis auf 10 Zählwerke. Grösse entsprechend der Anzahl Angestellte, sei es im Laden oder Restaurant. Sämtliche Modelle dieser schwedischen Registrierkasse können mit Posten-Aufrechnung versehen werden.

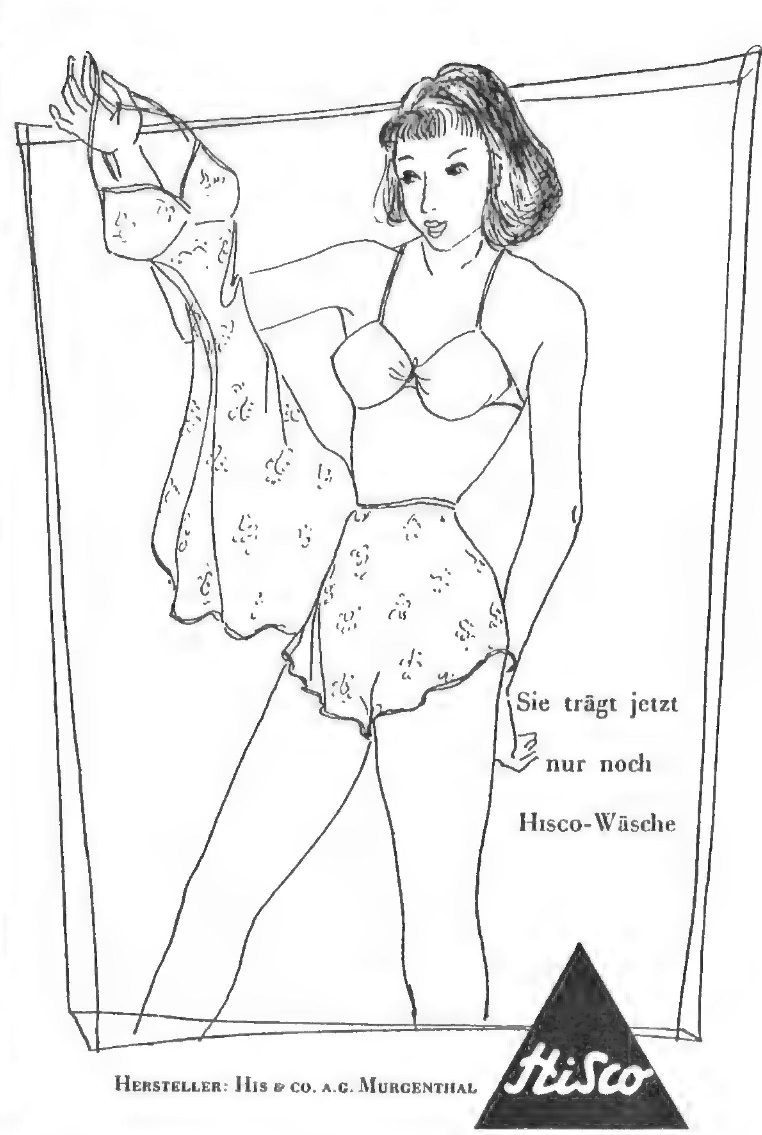
KARL ENDRICH AG

ZÜRICH Bahnhofstr. 48 Tel. (051) 23 16 33






COLONY
PARFUM
DE
JEAN PATOU


Sie trägt jetzt
nur noch
Hisco-Wäsche
HERSTELLER: HIS & CO. A.G. MURGENTHAL
Hisco




C. LABITZKE ERBEN
Labitzke Farben
LACKE DRUCKFARBEN
ZÜRICH-
ALTSTETTEN

Ça c'est Paris

8/37 8/55 8/3 8/15 8/45 8/73 8/9 8/48 8/53 8/21 8/75 8/59

8/3 Flottes, ganz durchgeknopftes Tenniskleid aus Tootal Lystav-Gewebe. Sitzt dank eingezogenem Gummiband tadellos in der Taille. Knitterfrei — Fr 85 —

8/9 Jugendliches, sehr apartes Nachmittagskleid aus bedrucktem Twill, mit ganz neuem, zweistufigem und sehr weitem Jupe. — Fr 112 —

8/15 Ein elegantes, sehr leichtes Kleid, auch fur stärkere Damen. Viele exakt eingesetzte Glockenteile zeigen die neue Linie. Knitterfrei — Fr 86 —

8/21 Sehr jugendliches, leichtes Sommerkleid. Der vorne schräg geschnittene, riesig weite Jupe verleiht dem Kleid wirkliche Eleganz Knitterfrei — Fr 108 —

8/37 Einfaches, sehr schlankmachendes Damenkleid aus Tootal Lystav. Knitterfrei — Fr 97 —

8/45 Jugendliches, duftiges Kleid aus Tootal-Lystav Der weite Jupe ist ringsherum in aufspringende Falten gelegt Dazwischen reizende St.-Galler Stickerei Neuer, aparter Kragen Knitterfrei — Fr 89 —

8/48 Sehr elegantes, jugendliches Deux-Pièces aus schwerem Moygashel-Gewebe. Kragen und Taschen mit aparter «Broderie Anglaise». Knitterfrei — Fr 120 —

8/53 Ein Spezial-Modell fur feste Damen Durchgeknopft, Jupe vorn mit losen Falten und zwei Taschen Rassiger Reverskragen Knitterfrei — Fr 98 —

8/55 Ein hochapartes jugendliches Ferienkleid, aus reiner, feiner Baumwolle, buntgewoben und mit Jacquardmustern verziert Knitterfrei — Fr 69 —

8/59 Dieses typische Scherrer-Modell gefallt durch die einfachen, klaren Linien. Aus schwerem Moygashel-Gewebe Knitterfrei — Fr 89 —

8/73 Hochelegantes Deux-Pièces, aus dem neuesten Moygashel «Thames» Gewebe. Für schlanke Damen. Knitterfrei — Fr 163 —

8/75 Reizendes, duftiges Twill-Kleid. Sehr weiter, in der Taille in kleine Falten gelegter Jupe. — *Fr. 99.— / 112.—*

Preise netto, Wust nicht inbegriffen

Kleider, wie wir sie lieben... Französischer Charme und Esprit beleben die Kleider, entstanden in den Scherrer-Ateliers in Romanshorn. Das kommt nicht von ungefähr. Hervorragend begabte Mode-Kräfte aus Paris sind bei Scherrer am Werk. Mit sicherem Blick erfühlen sie die großen Linien, die pikanten Details und all' das Kühne und Holde, das die fundamentalen Neuerungen in der Mode bestimmt. — Jedes, auch das einfachste Scherrer-Modell, ist eine gekonnte Modeschöpfung, ausgewogen in der Linie, apart im Material und bis ins kleinste sorgsam verarbeitet. — «Wird mir das Kleid wohl gut stehen, wird es mich freuen?»... frägt sich manche Frau, die sich ein Kleid schneidert oder schneidern läßt. Wie herrlich, bei der Wahl eines fertigen Scherrer-Kleides dieser Sorgen und auch des Ärgers und unliebsamer Überraschungen enthoben zu sein! Probieren Sie Scherrer-Kleider! Lassen Sie sich von ihrer Liebenswürdigkeit bezaubern! Die Sommerkollektion ist groß und vielfältig in Farben, Formen und vorzüglichen Geweben. Sie finden Scherrer-Kleider in den meisten guten Konfektionsgeschäften.



Achten Sie auf die eingenähte Etikette *Scherrer*

FABRIKANTEN: A.G. JACOB SCHERRER, ROMANSHORN, TEL. (071) 6 33 33



Der Pastor: «Kannst Du mir etwas über Johannes den Täufer erzählen?»
Der Schüler: ? ? ?
Der Pastor: «Wenn ich Dich an einen Fluß mit dem Namen Jordan erinnere, könntest Du mir vielleicht sagen, womit Johannes der Täufer sich beschäftigte?»
Der Schüler: «Er flößte wohl Holz.»

Zeichnung Albert Engström

Das Trinklied

Im kleinen Café an der Straßenecke saß Olsson, müde und geröteten Auges. Er hatte eine durchzechte Nacht hinter sich und ein großes Glas Milch vor sich, sowie ein gewisses sublimes Bleich von Nachdenklichkeit an sich. Letzteres deutete zweifellos auf ein reges Innenleben.

Leute, die ein reges Innenleben führen, haben meist ein gewisses Mitteilungsbedürfnis. So auch Olsson. Er schob das leere Milchglas beiseite, leerte ein zweites, bestellte ein drittes und meinte:

«Vielleicht glaubst du mir nicht. Aber was ich jetzt sage, ist die Wahrheit.»

«Das kommt ganz drauf an», erwiderte ich. «Was ist's denn?» Olsson umkrampft das Milchglas mit der Linken, hebt es einen Fingerbreit und setzt es mit bestimmtem Bums wieder hin.

«Von heute ab kommt mir kein Tropfen Alkohol mehr auf den Tisch!» sagte er resolut. Es klang etwas heiser.

Offen gestanden: Ich wußte nicht recht, was darauf erwidern.

«Tja, du scheinst vorsichtig zu werden mit dem Alter.» Da traf mich ein gekränkter Blick.

«Sag mal, sitzest du eigentlich bloß hier, um Binsenwahrheiten zu deklamieren oder um mir zuzuhören? Darf ich erzählen oder nicht?»

Ich nickte zustimmend, und Olsson begann:

«Also wir hatten großes Krebsessen gestern, verstehst du. Wir wollten das Ganze so gemütlich und unterhaltsam gestalten wie nur irgend möglich. Deshalb trafen wir uns zu viert schon vorgestern abend bei mir zu Hause, um bei einem kleinen Glas Grog den genaueren Aufbau des ganzen Programms zu besprechen. Gegen Mitternacht waren wir bereits ganz ordentlich in Fahrt, und wir beschlossen, gemeinsam ein Trinklied zu schreiben, zwecks Auflockerung der kommenden Atmosphäre. Wir schrieben ein paar Verse, natürlich mit Anspielungen auf die eingeladenen Damen und Herren. Anfänglich war das mühsam. Aber nach dem zweiten Grog ging's schon besser, und nach dem dritten begannen uns die geistreich-formvollendeten Hexameter nur so aus den Aermeln zu strömen. Bevor wir uns trennten, schrieb ich noch rasch alles ins reine und las es vor.»

«Junge, ich sage dir... Hast du jemals die Leute vor Lachkrämpfen sich winden sehen wie Regenwürmer? Die Tränen standen uns in den Augen, männiglich schrie um Hilfe und keuchte ‚Hör auf, hör auf, ich sterbe!' und dergleichen, weißt du. Mit solch einem Trinklied mußte ja wohl die trübseligste Veranstaltung ein Pyramidalerfolg werden, weshalb wir uns unter gegenseitigen Beglückwünschungen trennten und beschlossen, uns tags darauf beim Lunch zu treffen, zur näheren Besprechung einiger weiterer Programmdetails, wozu wir wegen unseres Dichtereifers nicht mehr gekommen waren.»

«Hast du das Gedicht bei dir? Darf ich's lesen?»

«Warte noch! Wir trafen uns also tags darauf beim Lunch. Es war eine sehr stille Mahlzeit, dieser Lunch. Ohne einen einzigen Tropfen. Doch bevor wir aufbrachen, schlug jemand vor, ich solle nochmals das herrliche Gedicht vorlesen, das wir am Vorabend verbrochen hatten. Ich tat es.» — «Na, und?»

«Wie gesagt: Ich tat es. Ich las es vor. Und es war eines der qualvollsten Erlebnisse meines Daseins! Unter dem drückendsten Schweigen der Zuhörer las ich Strophe um Strophe, und ich wage zu behaupten, daß sich noch selten vier

Männer dermaßen ob ihrer Vergangenheit schämten wie wir, als wir uns da zwangen, unser Machwerk vom Vorabend anzuhören. Plump, platt und dumm war das Ganze. Junge, ich sage dir . . . Hast du jemals die Leute vor Scham sich winden sehen wie Regenwürmer? Die Tränen standen uns in den Augen, und männiglich unter den Mitschuldigen hatte Lust, um Hilfe zu schreien und zu rufen ‚Hör auf, hör auf, ich sterbe'. Mit solch einem Trinklied mußte ja wohl die hoffnungsvollste Veranstaltung ein peinliches Fiasko werden, weshalb wir uns unter gegenseitigen Beglückwünschungen trennten, weil da noch rechtzeitig eine Katastrophe hatte verhindert werden können.»

«Glück im Unglück», murmelte ich. Es fiel mir im Moment nichts Gescheiteres ein. Aber ich wagte schließlich die Frage:

«Und das Fest? — War es gelungen?»

«Kolossal!» erwiderte Olsson aufs überzeugendste. Doch dann machte er eine längere Pause, als ob er über ein unlösbares Problem nachgrübelte.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, ihm helfen zu müssen.

«Na, so erzähl schon!»

«Tja», fuhr Olsson zögernd fort, «verstehst du . . . nein, das verstehst du wohl nicht. Aber weißt du, gestern abend, so während des Essens, da wurde die Stimmung immer besser und besser. Und wie ich da so mal nach meinem Zigarettenetui langte, fühlte ich plötzlich ein zusammengeknülltes Papier in der Tasche knistern. Ich zog es hervor. Es war ein Trinklied! Welches, das brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich las es leise für mich — und fand es ausgezeichnet! Besonders jene Verse, die *ich* geschrieben hatte! Und weißt du, was ich tat?»

Olsson blickte mich mit säuerlichem Lächeln an, halb schalkhaft, halb gequält. Ein fürchterlicher Verdacht überfiel mich.

«Nein, nein, um Himmels willen», rief ich, «sag nicht, daß . . .»

«Doch!» entgegnete Olsson zerknirscht. «Doch! Ich klopfte ans Glas, stand auf und deklamierte das ganze Gedicht von A bis Z.»

Ich war sprachlos. Olsson hatte ein tief nachdenkliches Gesicht, als er fortfuhr:

«Und dann geschah das Unbegreifliche, das Merkwürdigste von allem . . .»

«Was denn?» hauchte ich entsetzt.

Olsson wurde noch nachdenklicher, als er mir die Frage stellte:

«Sag mal, Mensch: Hast du jemals die Leute vor Lachkrämpfen sich winden sehen wie Regenwürmer? Die Tränen standen uns in den Augen, männiglich schrie um Hilfe und keuchte . . .»

«Na, Gott sei Dank!» keuchte nun auch ich. «Gott sei Dank, also stürmischer Applaus, die Situation gerettet.»

Fast dankbar blickte ich auf Olsson, der aber merkwürdig düster vor sich hin starrte. Ich verstand ihn doch nicht.

«Na, und? Lebhaften Beifall geerntet! Was willst du noch mehr?»

«Bah! Es gibt mitunter Gelegenheiten, da der lebhafte Beifall zum Wendepunkt des Lebens werden kann», entgegnete Olsson resigniert.

Die Sache wurde langsam rätselhaft. «Wie kommst du zu diesem Schluß?»

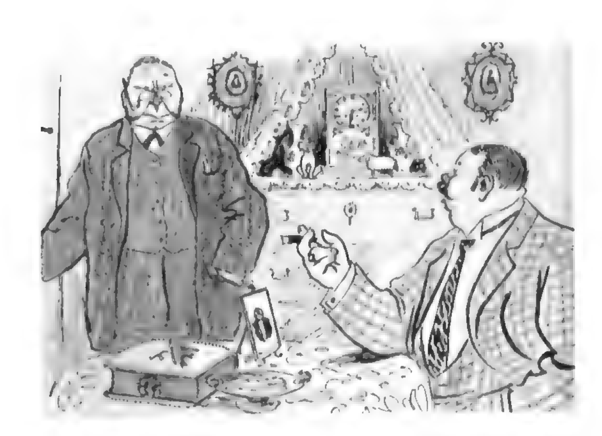
Da traf mich Olssons weidwunder Blick.

«Da!» sagte er, indem er in die Tasche griff und ein Blatt Papier hervorzog. «Ich habe das Gedicht heute nochmals gelesen. Lies selbst. Aber leise, bitte!»

Und ich las es, las es noch einmal. Worauf ich es zusammenknüllte, mich inbrünstig bekreuzigte und Olsson die Hand drückte. Dann stand ich auf. Noch ein teilnahmsvoller Blick in seine Augen, und dann ging ich wortlos hinaus.

Dreierlei Frucht trägt die Rebe: Freude, Rausch und — Reue. Es war letztere, womit sich Olsson augenblicklich beschäftigte. Und bei derlei Mahlzeit durfte ich den Mann nicht länger stören.

Aus dem Buch von CELLO, «Smâle och Smila en Smula», erschienen in Hugo Gebers Förlag, Stockholm 1947. Deutsch von Peter Gerka



Ein Geschäftsfreund besucht den Kaufmann Johansson in Vändskifvan. Nachdem die Geschäfte abgemacht sind, bietet man ihm einen heißen Grog. Als die beiden Herren schon eine geraume Weile gewartet haben, geht Herr Johansson nach der Küche, um den Grog zu holen, kommt aber sogleich zurück und sieht ein bißchen nachdenklich aus: «Der Grog ist gegen Kaffee mit Kognak ausgetauscht worden.» «Warum denn?» fragt der Geschäftsfreund. — «Ach, meine Frau meinte, daß das Wasser für einen Grog zu schmutzig wäre, darum hat sie Kaffee davon gekocht.» Zeichnung Albert Engström



Nur der Turmix ist ein Turmix
Turmix-
Standard-Modell
der Stolz aller
Hausfrauen!
Turmix-
Volks-Modell
bequeme
Monatsraten!
Mit dem Turmix wird jede Hausfrau zur raffinierten Köchin. Leicht, schnell und billig können herrliche, neue Gerichte und Getränke für gesunde und kranke Tage aufgetischt werden.
Bitte verlangen Sie Prospekt und unverbindliche Vorführung!
TECHAG AG., Zürich, Utoquai 31, Tel. (051) 24 14 15

In Alfred Nobels Haus

VON WALTER SIEBER

In verkehrsreicher Gegend Stockholms, in der Nähe des Stureplans, befindet sich ein Haus mit glatter Front, unauffällig der Straßenflucht eingeordnet. Ueber der breiten Tür, als Relief, der Kopf eines ernsten Mannes mit starkem Haupthaar und Vollbart. Die berühmtesten Männer der Welt sind durch das marmorverschalte Portal geschritten, wenn sie die Ernennung zu Nobel-Preisträgern nach Stockholm rief. Ein breiter Flur, dessen rechte Wand hohe Glasscheiben bilden, hinter denen im steinbelegten Hof ein Wasserstrahl plätschert, führt auf eine Büste zu, in der wir die Züge des Reliefs wiedererkennen. Ueber eine breite Treppe aus grünem Marmor gelangt man zu stillen, vornehmen Bureauräumen, an deren Tür das Wörtchen «Nobelstifelse» steht.

Im Sitzungssaal begegnet uns derselbe Mann im Bilde. Neben dem Laboratoriumstisch sitzend, schaut er aus graublauen Augen sinnend ins Weite. Es ist Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, der sein Vermögen von 33 Millionen Kronen der Menschheit hinterließ. Von den Zinsen werden seit 1901 alljährlich fünf Ehrenpreise für Medizin, Physik, Chemie, Literatur und den Frieden verteilt.

Hier im Sitzungssaale sind silberne Abgüsse der goldenen Denkmünzen ausgestellt, die den Preisträgern außer dem handgemalten Diplom überreicht werden; für jedes Fach eine andere Münze, aber alle mit dem Bilde Nobels auf einer Seite. Hier werden in dicken ledergebundenen Alben Lichtbilder sämtlicher Preisträger aufbewahrt. Ein Schrank enthält 112 Bände Zeitungsausschnitte über Alfred Nobel und die Nobel-Preise. Eine der wertvollsten Autographensammlungen der Welt stellen die Unterschriften der Preisträger auf den Quittungen über den Empfang der Preise im Archiv der Stiftung dar.

Aber auch lebendige Erinnerungen an den genialen Forscher, der, außer dem Dynamit und dem rauchlosen Pulver, noch eine Unzahl anderer Erfindungen machte, sind in diesem Hause vorhanden. Im Erdgeschoß führt eine unscheinbare Tür zu einigen in pietätvoller Weise seinem Andenken gewidmeten Raumen, von denen einer Apparate, Gläser mit Chemikalien und andere Materialien, die der Erfinder zu seinen Experimenten benutzte, enthält.

Jeder hat wohl einmal von der bekannten Nobel-Bibliothek gehört, jener fast ausschließlich Schönliteratur gewidmeten Bücherei, die der schwedischen Akademie aus Mitteln der Nobel-Stiftung angegliedert ist. Daß es aber auch eine Bibliothek aus Nobels nachgelassenen Büchern gibt, dürfte kaum bekannt sein. Aus seinen Häusern in Paris, San Remo und Bofors in Schweden hat man sie hier zusammengebracht. Eine stattliche Anzahl Bände, die mehrere Schränke füllt, in schwedischer, deutscher, französischer, englischer und russischer Sprache, die der ständig auf Reisen befindliche Mann fließend beherrschte. Etwa die Hälfte besteht aus chemischen und physikalischen Werken jener Zeit. Im unteren Teil des Schrankes sind Zeichnungen, Kontrakte, Patente und Briefe an Nobel aufbewahrt, darunter solche von Victor Hugo, Bertha von Suttner, Professor Sobrero, Nordenskiöld, Andrée, Sven Hedin, August Strindberg. Auf einem Bücherbord findet sich Philosophie und Geschichte.

Der nächste Raum enthält die Möbel aus Nobels Arbeitszimmer in Bofors, gediegene eichene Ledermöbel. Hier ist unter den Büchern eine große deutsche Abteilung, die alles enthält, was ein Mann von Bildung damals in seinem Bücherschrank haben mußte: Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Herder, Hebbel, Heine, Börne, Jean Paul, Auerbach, Reuter, Ebers, Gerstäcker, Gutzkow, Zschokke. Daneben eine lange Reihe von Baedekers Reisehandbüchern, die «der reichste Bummler Europas», wie Zeitgenossen ihn scherzhaft wegen seiner vielen Reisen nannten, fleißig gebraucht zu haben schien.

Dieses Zimmer birgt eine Fundgrube für das Studium von Nobels Leben und Wirken, nämlich 27 dicke Kopierbücher, alle eng gefüllt mit Kopien eigenhändig geschriebener Briefe und Telegramme. Da er Briefwechsel in fünf Sprachen führte, gelang es niemals, einen Sekretär oder eine Sekretärin zu finden, die seine gesamte Korrespondenz bewältigen konnte. Daher ist ein großer Teil der Schriftwechsel von ihm persönlich verfaßt, zumal er seine Finanzgeschäfte und Patentprozesse selber führte, namentlich den großen Prozeß 1894/95 gegen die englische Regierung wegen des rauchlosen Pulvers, den sogenannten Cordit-Prozeß, der von seiner englischen Gesellschaft verloren wurde. Aus den Kopierbüchern, die auf Tausenden von Seiten die gleichmäßige, ruhige und deutliche Handschrift des vielseitigen Mannes zeigen, schlägt uns sein ganzes Wissen und sein ganzes Wesen entgegen.

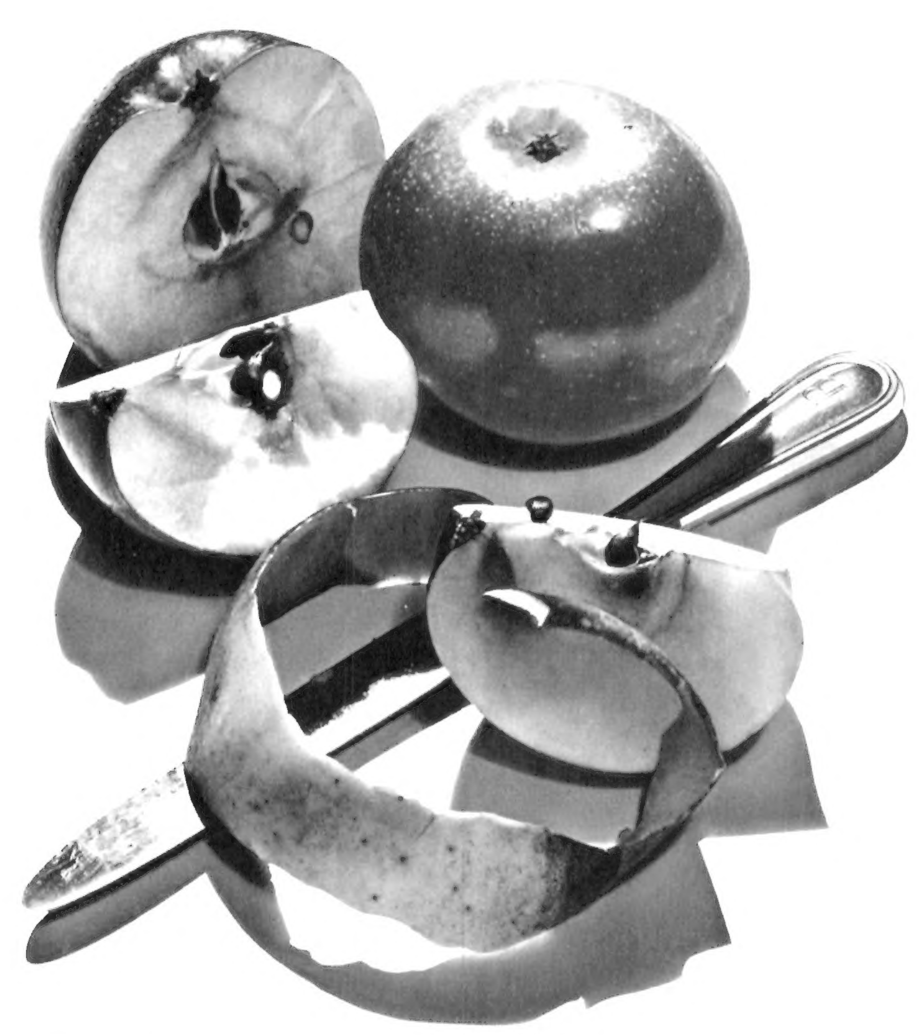
Alfred Nobel war kein einfacher, kein schlichter Mann, wie die Nachwelt so gern von Menschen glauben will, die Großes erreicht haben. Ein so großer Mann und doch so einfach! O nein, ein großer Mann ist niemals einfach. Vielleicht im Sichgeben, nicht aber in seiner Gedanken- und Gefühlswelt. Das lehren auch die Kopierbücher des Erfinders des Dynamits. Aus ihnen spricht ein dynamischer Geist, beweglich, stets gespannt, stets schußbereit. Immer wieder gibt er Ratschläge, schlägt Verbesserungen vor, fordert Berichte, treibt an. Er war die Trieb-

Fortsetzung Seite 74



Mido
Aus dieser neuzeitlichen Fabrik
stammt die bahnbrechende Uhr
Mido
MULTIFORT
Seit 15 Jahren schon
als erste der Welt:
100% wasserdicht
und stoßgesichert,
antimagnetisch
und automatisch
Mido
MULTIFORT
Superautomatic

Meine Tischwäsche weist ziemlich viele Obst- und Weinflecken auf



Man schreibt uns: «Meine Tischwäsche weist ziemlich viele Obst- und Weinflekken auf. Ich möchte Sie fragen, ob Aussicht besteht, diese Flecken mit Floris zum Verschwinden zu bringen. Oder wie müssen diese sonst behandelt werden?»

Wir gaben zur Antwort: Obstflecken verschwinden ohne weiteres beim Kochen in einer frischen Florislauge. Wenn die Flekken dagegen von schweren Rotweinen herrühren, gehen sie beim Kochen mit Floris nicht ganz aus. Eine derart intensive Bleichwirkung wäre auch nicht wünschenswert, da sie die Wäsche schwächen würde. Wir empfehlen, nach dem Vorwaschen der flekkigen Stücke jeden einzelnen Flecken mit Zitrone einzureiben und zwar auf beiden Seiten des Gewebes. Nachher können sie wie üblich mit Floris gekocht werden.

JA – Floris! Es reinigt so wirkungsvoll und dennoch so behutsam, wie man das bisher nicht für möglich hielt. Woher es kommt? Dank einer raffinierten technischen Vervollkommnung, der «Hochstabilisierung des Perborats», wird die ungewöhnliche Reinigungskraft dieses modernen Waschmittels erst voll zur Geltung gebracht. Wissen Sie noch, wie Sie früher vor jedem Waschtag sorgenvoll zum Himmel aufschauten, Sonne für Ihre Wäsche erhoffend? Heute aber ist Floris Ihre Sonne und Ihr Schönwetterwind. Und wenn selbst Regenschnüre aus den Wolken hingen – mit Floris wird die Wäsche strahlend weiss und duftet vor Sauberkeit wie Maienblust. Was kann sich eine Hausfrau Besseres wünschen!



Es verleiht der Wäsche Blütenduft, darum heisst es Floris

Friedrich Steinfels, Zürich


mit
hamol
ultra
gesund
u. braun
Sonnenschutzöl
Huile solaire
hamol ultra